

Inhalt:

Begrüßung: Volker Habermaier	3
Schatzkästlein (Stadtkirche Lörrach)	
Begrüßung: Volker Habermaier	4
Festvortrag: Prof. Dr. Achim Aurnhammer (Universität Freiburg): Hebels Gespenstergeschichten	6
Verleihung des Hebelbaldanks an José F.A. Oliver	20
Laudatio: Volker Habermaier	
Literarische Begegnungen 2016, Einführungen von Volker Habermaier:	
Carmen und Pius Jauch, 28. Februar 2016	26
Barbara Honigmann, 22. Mai 2016	29
José F.A. Oliver, 16. Oktober 2016	32
Uli Führe und Wendelinus Wurth, 4. Dezember 2016	35
„Mit Hebel unterwegs“ in Basel, 25. September 2016: Dr. h.c. Helen Liebendörfer	39
Prof. Dr. Michael Stolleis: Prozess ohne Gesetz	40
Dokumente:	
Hebelpreis	50
Hebelbaldank	51
Schriftenreihe des Hebelbundes Lörrach	52
Das Präsidium des Hebelbundes Lörrach	55

Liebe Leserinnen und Leser,

die Reihe der Jahresschriften des Hebelbundes Lörrach ist mit dem Tod unseres Ehrenpräsidenten Hans-Jürgen Schmidt in Verzug geraten. Deshalb können wir erst jetzt unsere Veranstaltungen im Jahr 2016 dokumentieren. Ich bitte um Nachsicht. Sie dürfen versichert sein, dass wir nach Kräften daran arbeiten, so bald wie möglich wieder aktuell zu sein.

Das „Schatzkästlein“ 2016 stand im Zeichen der Literatur. Auch wenn Johann Peter Hebel als Theologe und Pädagoge Bedeutendes geleistet hat, so ist er doch vor allem als Dichter in Erinnerung. Sein literarisches Werk – der „Rheinländische Hausfreund“, die „Alemannischen Gedichte“ und die „Biblischen Geschichten“ - gehört zum Bleibenden der deutschen Literatur. Hebels Größe besteht darin, für alle Schichten der Bevölkerung zu schreiben. Schon Kinder können seine Erzählungen genießen. An den gleichen Texten kann der Literaturkundige sich vergnügen, wenn er erkennt, wie raffiniert Hebel so einfach schreibt.

Ich wünsche Ihnen neue Aufschlüsse beim Lesen der Jahresschrift 2016.

Mit freundlichen Grüßen
Volker Habermaier, im Mai 2018

Das Schatzkästlein am 8. Mai 2016

Begrüßung (Volker Habermaier)

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Hebel-Freunde, liebe Mitglieder,

Hebel sei, so sein erster Biograph Gustav Friedrich Nikolaus Sonntag, „ein Mann von vorzüglichen Geistesgaben“ gewesen: „... er hatte einen großen Verstand, einen ausgezeichneten Witz und Scharfsinn, eine herrliche Phantasie, und ein treffliches Gedächtniß.“ (Gustav Friedrich Nikolaus Sonntag, Lebensbeschreibung, in: J.P. Hebel's sämtliche Werke, Erster Band, Karlsruhe 1838, S. LXXIV) Sonntag zählt die Bereiche auf, in denen Hebel Großes geleistet habe: Dichtung, Theologie, Philologie und Pädagogik. Auch „bloß als Mensch betrachtet verdient er die hohe Achtung der Mitwelt und Nachwelt.“ (Sonntag, S. LXXVI)

Der Hebelbund stellt deshalb seit vielen Jahren – schon unter der Präsidenschaft meiner beiden verstorbenen Vorgänger Gerhard Leser und Hannes Schmidt – seine Veranstaltungen unter das Motto „Der ganze Hebel soll es sein!“ Im letzten Jahr etwa war das „Schatzkästlein“ dem Theologen Hebel gewidmet; in diesem Jahr steht der Dichter Hebel im Mittelpunkt.

Sie kennen die beiden Schwerpunkte seines literarischen Schaffens: Lyrik und Prosa; die alemannischen Gedichte und die kurzen Erzählungen aus dem „Rheinländischen Hausfreund“ sowie die biblischen Geschichten. Dass er die kurzen Formen bevorzugte, erklärt 1838 sein Biograph Sonntag mit seiner Abneigung gegen umfangreiche Bücher: „Das viele Lesen liebte er ... nicht. Bei seiner freien Geistesrichtung und dichterischen Gemüthsstimmung hatte er an weitschweifigen ... Werken keine Freude.“ (Sonntag, S. LXXIV) Wie raffiniert seine kurzen Texte dennoch sind, wissen Sie.

Prof. Aurnhammer wird in seinem Festvortrag „Was ist unheimlich? Johann Peter Hebels Gespenstergeschichten im Kontext der Aufklärung“ zeigen, wie „Hebels moderne Erzählkunst ... auch dem Ambivalen-

ten, Mehrdeutigen Raum“ gibt (http://hebelbund.de/?page_id=28; 31.04.2016). Solch Gegenläufiges im Werk Hebels benannte schon sein zeitgenössischer Biograph mit der Neigung, „sich skeptischen Betrachtungen hinzugeben“ oder „in Aufstellung und Vertheidigung paradoxer Sätze“ sich zu gefallen (Sonntag, S. LXXVII). Solche Augenblicke seien zwar „bald vorüber“ gegangen (ebd.). Mit den Erfahrungen der Moderne schätzen wir diese Ambivalenzen im Schaffen Hebels heute ganz besonders.

Zum diesjährigen „Schatzkästlein“ heiße ich Sie alle herzlich willkommen. Ich freue mich sehr, dass unser Angebot wieder Ihr Interesse gefunden hat. Ihr Dasein macht es möglich, dass das „Schatzkästlein“ des Hebelbundes im öffentlichen Leben von Stadt und Region wieder den Stellenwert einnimmt, den es früher einmal hatte. <...> Und nun harren wir erwartungsfroh der Dinge, die da kommen sollen.



Achim Aurnhammer (Freiburg i. Br.) – Was ist unheimlich? Johann Peter Hebels Gespenstergeschichten im Kontext der Aufklärung

»Ein Gespenst geht um in Europa« – als Karl Marx sich 1848 mit diesem Satz auf die Suche nach dem »Gespenst des Kommunismus« machte, spukte es in der deutschen Literatur bereits seit einigen Jahrzehnten wieder. Wie die neuere Forschung betont hat, positionierte sich nämlich die Hoch- und Spätaufklärung durchaus nicht einseitig gegen den Aberglauben, sondern zeigte sich regelrecht fasziniert von Esoterik, Okkultismus und Spiritismus.¹ Während man im frühen 18. Jahrhundert noch jede Form von Gespensterglauben als Ammenmärchen abgetan hatte – für John Locke gab es keinen schwereren Erziehungsfehler, als Kindern von Geistern zu erzählen –, erkannte schon die Literatur der Empfindsamkeit das ästhetische Potential des Schauders.² Nachdem Schillers *Geisterseher* (1787) und Goethes *Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten* (1795) dem Motiv zu neuem literarischem Ansehen verholfen hatten, erfreute sich das Gespenst vor allem in populären Erzählungen, wie sie das erfolgreiche, fünfbändige Gespensterbuch von August Apel und Friedrich Laun (1811–1815) versammelte, großer Beliebtheit.³ »Der Gespensterglaube und die Gespensterfurcht sind uralte«, heißt es 1818 in einer *Allgemeinen Encyclopädie der Wissenschaften und Künste*, doch »[w]ie überhaupt die Extreme und besonders in unserer Zeit sich berühren, so hat diese letztere auch den Gespensterglauben [...] wieder hervorgerufen!«⁴

Auch in Johann Peter Hebels volksaufklärerischen Kalendergeschichten für den *Rheinländischen Hausfreund*, den er zwischen 1807 und 1815 sowie 1819 herausgab, spielt das Thema eine wichtige Rolle.⁵ Viele dieser Geschichten hat Hebel später aus dem Kontext des Kalenders herausgenommen und in der Sammlung *Schatzkästlein des rheinischen Hausfreunds* 1811 (2. Auflage 1818) noch einmal veröffentlicht. Hebel macht sich die zeitgenössische Gespenster-Mode aufklärerisch zunutze, indem er die vorgeblichen Wunder und das unerklärlich Unheimliche auf natürliche Gründe zurückführt. Doch wie um 1800 oft, sind seine aufklärerischen Rationalisierungen nicht immer eindeutig: Hebels moderne Erzählkunst gibt auch dem Ambivalenten, Mehrdeutigen Raum.⁶ Mein Essay beleuchtet, mit welchen Erzählstrategien He-

bels Gespenstergeschichten merkwürdige Ereignisse und nüchterne Welterkenntnis zusammenbinden: etwa durch die Spannung von Rahmen- und Binnenerzählungen, komischer und tragischer Schlüsse oder durch literarische ›Kippfiguren‹. Gezeigt wird, wie sich Hebels Erzählungen in eine spezifische Tradition der Aufklärung einschreiben, die auch die gegenauflärerische Skepsis einbezieht und das Unerklärliche vor plattem Rationalismus zu bewahren sucht.

1. Geister und Gespenster

Bevor ich jedoch auf die Gespenstererzählungen zu sprechen komme, möchte ich zunächst auf einen Aufsatz Hebels mit dem Titel *Geister und Gespenster* eingehen. In seinem dritten *Beitrag zur Religionsphilosophie* versucht sich Hebel an einer Unterscheidung von Geistern und Gespenstern. Gespenster seien sichtbar, Geister hingegen unsichtbar.⁷ Als Beispiele führt Hebel »Geister in Feld und Hain, die unsichtbaren Naturkräfte bei allen Nationen, selbst hie und da in der Bibel, Dryaden, Brunnengeister, Berggeister, Gnomen, Elfen, der Engel an der Tenne Arafna« an.⁸ Schon hier zeigt sich, dass Hebel den Glauben an Geister keineswegs rundweg ablehnte, sondern ihn sogar in gewissem Maße verteidigte. So stellt er fest, »daß es Geister geben könne, d.h. unsichtbare und unerkannte Ursachen zu sichtbaren Wirkungen«. Allerdings dürfe sich der denkende Mensch nicht mit dieser Idee begnügen, sondern solle »forsch[en] und Hypothesen [machen], bis er den Geist ergriffen hat.«⁹ Für den einfachen Mann dagegen dürfe man den Geisterglauben auch nicht pauschal und radikal abschaffen. Dies würde wiederum nur einen blinden Glauben ohne Hinterfragen fördern, wohingegen die Aufklärung auch nach aufklärerischen Prinzipien zu vollziehen sei. Aus diesem Grund sei es »angemessener, [den Geisterglauben] einzuschränken, ihn wo möglich zu verschönern und zu veredeln, und durch besonnene Leitung unschädlich zu machen und zu moralischen Zwecken zu benutzen«.¹⁰ Diese Überzeugung lässt sich auch in der Erzählform von Hebels Gespenstergeschichten finden: Dort wird auf eine direkte Erklärung der Geschehnisse durch einen auktorialen Erzähler verzichtet, stattdessen soll der Leser die Zusammenhänge durch geordnete, kausale Geschehensabfolgen selbstständig erschließen. Diese narrative Strategie sowie weitere typische Elemente von He-

bels Erzählkunst sollen später noch genauer erläutert werden.¹¹

In seiner Hebel-Studie bezeichnet Guido Bee den Aufsatz *Geister und Gespenster* zusammenfassend sogar als »Apologie des Geisterglaubens, die dadurch gekennzeichnet [sei], daß hier Religion und Mythos, wissenschaftliche Theorie und Aberglaube nicht als voneinander unabhängige Daseinsbereiche, sondern als unterschiedliche Ausprägungen eines anthropologisch verwurzelten Bedürfnisses nach Welterklärung gedeutet werden.«¹² Im Gegensatz zu seiner wohlwollenden Haltung gegenüber dem Geisterglauben verurteilt Hebel den Gespensterglauben nachdrücklich. Dieser Glaube an tatsächlich sichtbare Phänomene »scheint bloß zum Schrecken und Betrügen gut zu seyn« und es gelte diesen »Aberglauben« zu »vertilgen«.¹³

Die dargestellte ambivalente Auffassung des Geister- und Gespensterglaubens in Verbindung mit Hebels aufklärerischen Idealen äußert sich sowohl inhaltlich als auch in der narrativen Form seiner Gespenstergeschichten.

2. Gespenstergeschichten

Das wohlbezahlte Gespenst (1808)

Die Merkwürdige Gespenster-Geschichte (1809)

Heimliche Enthauptung (1810)

Der schwarze Mann in der weißen Wolke (1812)

Tod vor Schrecken (1814)¹⁴

2.1. Überblick

Die aufklärerische Rationalisierung der Gespenstergeschichten deuten schon manche Titel an wie *Das wohlbezahlte Gespenst* (1808) oder *Merkwürdige Gespenster-Geschichte* (1809). In letzterer schildert ein fremder Herr ein nächtliches Erlebnis in einem Spukschloss in Dänemark. Als der Binnenerzähler dort mit zwei geladenen Pistolen die Geisterstunde erwartet, und – ein selbstironischer Einschub – »zum Zeitvertreib den ›Rheinländischen Hausfreund‹ [nahm], so in Gold eingebunden an einem rothen seiden Bändelein unter der Spiegelrahme hieng«, erscheint tatsächlich eine fürchterliche Gestalt, die sich als »Großherr Mephistopholes« ausgibt, aber angesichts der Pistolen zu-

rückzieht.¹⁵ Als ihr der kaltblütige Herr folgt, entdeckt er das Versteck einer Falschmünzerbande, welche die Gespensterlegende zum Schutz ihres kriminellen Handwerks befördert.

Wie in dieser Kalendergeschichte werden häufiger merkwürdige Ereignisse mit nüchterner Weltkenntnis erklärt, oft als Projektionen dargestellt und auf ihre tatsächlichen Ursachen zurückgeführt. Guido Bee hält fest, dass die aufklärerische Absicht gerade »durch die narrative Ordnung des Erzählmaterials zu einem durchschaubaren, von allen Seiten einsichtigen Geschehenszusammenhang[] erzielt« wird.¹⁶ Doch gehen Hebels Gespenstergeschichten selten restlos in dem einfachen Muster aufklärerischer Enthüllung okkulten Umtriebe oder freimaurerischer Verschwörungstheorien auf, wie sie seinerzeit das zeitgenössische Publikum am Oberrhein bewegte, man denke nur an die große Halsband-Affäre um den Charlatan Cagliostro, der in dem Basler Industriellen Sarasin 1787 einen wichtigen Mäzen fand.

Hebel erneuert das Genre der aufklärerischen Gespenstergeschichte, indem er in die Schilderungen mysteriöser Begebenheiten eigene Erfahrungen einbezieht. In den Bekenntnissen des Rheinländischen »Hausfreunds« kommt die Spannung zwischen Erklärungsanspruch und Erklärungsnot deutlich zur Sprache. So wird in der Erzählung *Heimliche Enthauptung* (1810) geschildert, wie der Scharfrichter von Landau unter mysteriösen Umständen nach Nancy beordert wird, wo er in einer geheimen Gesellschaft Maskierter gezwungen wird, eine ebenfalls verlarvte Person zu enthaupten, um danach wieder nach Hause eskortiert zu werden, ohne die Identität des Opfers und der Auftraggeber zu erfahren: Der Schluss beglaubigt dies mit dem empathischen Bekenntnis des Erzählers, eben des »Hausfreunds«, und einer dreifachen Verneinung: »Das ist dem Scharfrichter von Landau begegnet, und es wäre dem Hausfreund leid, wenn er sagen könnte, wer die arme Seele war, die auf einem so blutigen Weg in die Ewigkeit hat gehen müssen. Nein, es hat niemand erfahren, wer sie war, und was sie gesündigt hat, und niemand weiß das Grab.«¹⁷

2.2. Der schwarze Mann in der weißen Wolke

Auch die weniger bekannte Gespenstergeschichte *Der schwarze Mann in der weißen Wolke* (1812) eröffnet ein Bekenntnis des aufgeklärten Hausfreunds. Doch zieht der tautologische Beginn die aufgeklärte Resistenz gegen Gespenster in Zweifel:

Der schwarze Mann in der weißen Wolke

- Sonst hat der Hausfreund nie viel auf Gespenster gehalten, wenn einem die Gespenster erscheinen; diesmal zwar auch nicht. Denn als er eines Tages, es war aber Nacht, mit dem Adjunkt und mit dem Vicepräsident durch den Brassenheimer Wald nach Hause gieng;
- 5 vornehme Herren schämen sich nicht, mit ihm zu gehen, und gut Freund zu seyn, absonderlich bey Nacht, wenn es niemand sieht, und wenn sie selber froh sind, daß sie jemand begleitet; denn als wir aus dem Wald kamen, schlug es 12 Uhr in Brassenheim und die Mitternacht seufzte in den Bäumen. Ein schwacher Wind wehte durch die
- 10 finstere Nacht und der Himmel war verhängt, nur bisweilen schimmerte der abnehmende Mond ein wenig durch die Wolken, wo sie am brüchigsten waren. Adjunkt, sagte der Vicepräsident, wißt Ihr nichts zu erzählen? Ja, sagte der Adjunkt: die Hirschauer wollten Anno 3 eine Brücke bauen, so stellten sie die Brücke der Länge nach in den
- 15 Strom, denn sie sagten: Es sieht besser aus, und wenn ein großes Wasser kommt, kann es besser an der Brücke vorbeys, und nimmt sie nicht mit. Adjunkt, sagte der Hausfreund, sind wohl die Flinten zuerst erfunden worden, oder die Ladstecken? Der Adjunkt sagte: die Ladstecken. Denn sonst wäre es nicht der Mühe werth gewesen, die
- 20 Flinten zu erfinden, weil man sie doch nicht hätte laden können. Als aber der Adjunkt niesen mußte, dreht er den Kopf seitwärts gegen das Feld und nießt. Indem er den Kopf seitwärts dreht, drückt er sich auf einmal an den Hausfreund. Habt ihr nichts gesehn, Hausfreund, sagte er ängstlich und leise. Eine schneeweiße Wolke stieg aus der
- 25 Erde auf und in der Wolke stand ein schwarzer Mann, und hat mir gewinkt, ich soll kommen. Warum seyd ihr nicht gegangen, sagte der Hausfreund. Es sind euch Funken aus den Augen gefahren, weil ihr habt niesen müssen. Er hat das Feuer im Elsaß gesehen, sagte der Vicepräsident. Aber bald vergieng uns der Spaß, und die Mitternacht
- 30 schauerte allen durch Mark und Bein. Denn im nemlichen Augenblick erscheint wieder die weiße Wolke, und in der weißen Wolke

die schwarze Gestalt und winkt. Weg wars wieder auf einmal. Habt
ihrs jetzt gesehen, fragte der Adjunkt, es ist gut, daß der Herr Prä-
sident bey uns ist, mit uns zweyen machte er kurzen Prozeß. Aber
35 der Präsident dachte, es ist gut, daß der Hausfreund bey mir ist, daß
ich mich an ihm heben kann. Denn allen zitterten die Kniee und
der Muth stieg keinem sonderlich in die Höhe, aber das Haar. Der
Hausfreund wills einweilen dem geneigten Leser zu rathen geben,
was es war. Denn als wir wieder ein wenig zur Besinnung gekommen
40 waren, obgleich die Erscheinung wenigstens siebenmal wiederkam,
sagte endlich der Präsident: Hausfreund, ihr habt doch am meisten
getrunken in Neuhausen, so werdet ihr auch den meisten Muth ha-
ben; redet den Geist an. Da rief der Hausfreund: »Alle guten Geister«
schwarze Gestalt der Mitternacht, wer bist du? Da rief der Geist mit
45 Zetergeschrey: Ich bin der Xaveri Taubenkorn von Brassenheim. Um
unsrer lieben Frauen willen verschont mich!

Merke: der Taubenkorn ist ein unbescholtener Gerichtsmann in
Brassenheim und wirthet; also kennt ihn der Hausfreund wohl, und
ist ein lobenswerther Feldmann, dem keine Stunde in der Nacht zu
50 spät oder zu früh ist für seinen Acker. Als ihn nun der Hausfreund
fragte: Xaveri, was treibt ihr für Blendwerk? seydt ihr mit dem Bösen
im Bund? – Sagte er: seydt ihrs Hausfreund? Nein, ich streue Ips [scil.
Gips] auf meinen Kleeacker. Der Wind ist gut, und es kommt bald
ein linder Regen. Also wenn er eine Hand voll Gyps auswarf[,] ent-
55 stand die Wolke ein wenig vom Mond erhellt, und man sah darin den
Xaveri wie einen Schatten, und wenn er die Hand zurückzog, meinte
man, er winke, aber wenn das Gypsmehl verflogen und gefallen war,
sah man nichts mehr. – Ihr habt mich rechtschaffen erschreckt, sagte
der Xaveri zum Hausfreund, denn ich habe nicht anders geglaubt,
60 als es beschreit mich ein Gespenst. Ein andermal laßt Euere Possen
bleiben.¹⁸

Tatsächlich scheint die Geschichte zunächst ein Bekenntnis zum Gespensterglauben zu sein, bis die lange hinausgezögerte Rationalisierung erfolgt. Sie gehört zu den so genannten ›Adjunkt-Geschichten‹ Hebels, Geschichten, in denen der von ihm als Adjunkt bezeichnete Gesandtschaftssekretär Kölle vorkommt oder Gewährsmann ist. Hier ist noch zusätzlich der Vizegerichtspräsident, hinter dem sich ein weiterer Freund Hebels verbirgt, mit von der Partie. Eine zeitgenössische Illustration hält den Schrecken augenfällig fest, den die gespenstische Erscheinung eines schwarzen Mannes in der weißen Wolke auf die drei aufgeklärten Biedermänner macht. Die Gespenstergeschichte gliedert sich grob in zwei Teile: einen ersten Teil, der den Gang der drei Männer durch den nächtlichen Wald mit der unerklärlichen Erscheinung schildert, und den zweiten, moralisierenden Teil, eingeleitet durch das kalendertypische »Merke«.

Der erste Teil ist deutlich dynamisiert. Der Eingangssatz mit der einleitenden Partikel ›sonst‹ und dem aufklärerischen Bekenntnis bekundet den Ausnahmestatus der erzählten Episode. Die Tautologie und die nachgereichte deiktisch intensivierte, zugleich eingeschränkte Bekräftigung (»diesmal zwar auch nicht«) relativieren allerdings das Credo eines unerschrockenen Aufklärers. Überdies wirkt der Beginn merkwürdig unzusammenhängend und stockend. Der begründende ›Denn als‹-Temporalsatz (Z. 7) ist durch einen langen Erzählerkommentar im Präsens gestaut, in dem der Hausfreund ironisch-zynisch über seine Begleiter und seinen gesellschaftlichen Status spricht. Erst danach wird die eigentliche Erzählung im Präteritum durch einen zweiten ›Denn als‹-Temporalsatz wiederaufgenommen (»denn als wir aus dem Wald kamen« [Z. 7f.]), bevor der lange hinausgezögerte komplementäre Hauptsatz folgt: »schlug es 12 Uhr in Brassenheim und die Mitternacht seufzte in den Bäumen.« (Z. 8f.) Der Schluss geht durch eine Personifikation der Uhrzeit (»die Mitternacht seufzte in den Bäumen«) in eine zeitdeckende Schilderung über. Die drei aufgeklärten Herren versuchen, ihre Angst durch nichtssagende Fragen und Gespräche zu verbergen. Diese Nichtigkeiten werden auch noch in wörtlicher Rede zitiert – etwa die absurde Frage des Hausfreunds, ob zuerst die Feuerwaffen oder die Ladestöcke erfunden worden wä-

ren, vom Adjunkt ernsthaft beantwortet. Die »nicht-informativen Gesprächsthemen, die lediglich dazu dienen, die Gruppenharmonie zu bekräftigen« – so würde ein Sprechakttheoretiker die Konversation beurteilen – zeigen, wie angespannt die angeblich so furchtlosen Honoratioren sind. Ein verlangsamtes Erzähltempo und ein Tempuswechsel leiten die erste Erscheinung des »schwarzen Mannes in der weißen Wolke« ein: »Als aber der Adjunkt niesen mußte, dreht er den Kopf seitwärts gegen das Feld und niest. Indem er den Kopf seitwärts dreht, drückt er sich auf einmal an den Hausfreund« (Z. 23). Noch ein weiteres Mal vergegenwärtigt Hebel die Erscheinung, distanziert aber gleich darauf wieder die Angst der drei Honoratioren, indem er sie aus der Erzählgegenwart rekapituliert und durch ein Zeugma ironisiert (»Denn allen zitterten die Knie und der Mut stieg keinem sonderlich in die Höhe, aber das Haar.« [Z. 36f.]) Zur Desillusion trägt zudem eine Leseranrede bei: »Der Hausfreund will's einsweilen dem geneigten Leser zu raten geben, was es war.« (Z. 37ff.) Als der Hausfreund das vermeintliche Gespenst ehrerbietig anspricht, erhält er das Zetergeschrei des Xaver Taubenkorn zur Antwort, der seinerseits ironischerweise den Beistand der Muttergottes erbittet.

Der komische Perspektivenwechsel wird im zweiten Teil, der vorgeblichen *moralisatio*, vertieft. Als der in seiner aufklärerischen Überzeugung doch arg irritierte Hausfreund den Nebenerwerbsbauern fragt, ob er »im Bunde mit dem Bösen« (vgl. Z. 51f.) sei, antwortet ihm der gut informierte Bauer, dass er – wie es die volksaufklärerische Agrarwissenschaft verlangt – sein Feld mit Gips dünge, der Schwefel und Calcium enthält. Zugleich bekennt der aufgeklärte Bauer, ihn hätte die Anrede des Hausfreunds so sehr erschreckt, dass er an ein Gespenst geglaubt habe. In der doppelten perspektivischen Brechung wird die Gespensterfurcht aufgehoben und die unaufgeklärte Angst aufgelöst. Allerdings bleibt die Erzählung ambivalent: Denn die kunstvoll disparate Faktur des Erzählens, die mehreren Tempuswechsel mit magischen Personifikationen, das Verlangsamen des Erzähltempo, die anschauliche Vergegenwärtigung des Schreckens, zeigen, wie wenig gefeit auch aufgeklärte Menschen vor Angst und Unerklärlichem sind.

2.3. Tod vor Schrecken

Keineswegs gehen Hebels Gespenster- und Schreckensgeschichten immer komisch aus. Einen tragischen Ausgang präsentiert die Erzählung *Tod vor Schrecken* (1814).

Tod vor Schrecken

Als einmal der Hausfreund mit dem Doktor von Brassenheim an dem Kirchhof vorbei gieng, deutete der Doktor auf ein frisches Grab und sagte: »Selbiger ist mir auch entwischt. Den haben seine Kameraden geliefert.«

- 5 Im Wirthshaus, wo die Schreiber beisammen saßen, bei einem lebhaften Disputat schlug einer von ihnen auf den Tisch »Und es gibt doch keine!« sagte er, – nemlich keine Gespenster und Erscheinungen. – »Und ein altes Weib,« fuhr er fort, »ist der, der sich erschrecken läßt.« Da nahm ihn ein anderer beim Wort und sagte: »Buchhalter,
- 10 vermiß dich nicht, gilt's sechs Flaschen Burgunder Wein, ich vergellstere dich, und sag dirs noch vorher.« Der Buchhalter schlug ein: »Es gilt.«

- Jetzt gieng der andere Schreiber zum Wundarzt: »Herr Landchirurgus, wenn ihr einmal einen Leichnam zum Verschnneiden bekommt,
- 15 von dem Ihr mir einen Vorder-Arm aus dem Elnbogen-Gelenk lösen könntet, so sagt mirs.[«] Nach einiger Zeit kam der Chirurgus: »Wir haben einen todten Selbstmörder bekommen, einen Siebmacher. Der Müller hat ihn aufgefangen am Rechen,« und brachte dem Schreiber den Vorderarm. »Gibts noch keine Erscheinungen Buchhalter?«
- 20 – »Nein es giebt noch keine.« Jetzt schlich der Schreiber heimlich in des Buchhalters Schlafkammer und legte sich unter das Bett, und als sich der Buchhalter gelegt hatte, und eingeschlafen war, fuhr er ihm mit seiner eigenen warmen Hand über das Gesicht. Der Buchhalter fuhr auf und sagte, dann er wirklich ein besonnener und beherzter
- 25 Mann war: »Was sind das für Possen? Meinst du ich merke dich nicht, daß du die Wette gewinnen willst?« Der Schreiber war mausstill. Als der Buchhalter wieder eingeschlafen war, fuhr er ihm noch einmal über das Gesicht. Der Buchhalter sagte: »Jetzt laß es genug seyn, oder wenn ich dich erwische, so schaue zu, wie es dir geht.« Zum Drit-
- 30 tenmal fuhr ihn der Schreiber langsam über das Gesicht; »und als er schnell nach ihm haschte, und als er sagen wollte:« »Hab ich dich,« blieb ihm eine kalte todtte Hand und ein abgelöster Armstümmel in

- den Händen, und der kalte tödtende Schrecken, fuhr ihm tief in das Herz und in das Leben hinein. Als er sich wieder erholt hatte, sagte
- 35 er mit schwacher Stimme: »Ihr habt, Gott sey es geklagt, die Wette gewonnen.« Der Schreiber lachte und sagte: »Am Sonntag trinken wir den Burgunder.« Aber der Buchhalter erwiderte: »Ich trink ihn nimmer mit.« Kurz, den andern Morgen hatte er ein Fieber, und den siebenten Morgen war er eine Leiche. »Gestern früh,« – sagte der
- 40 Doktor zum Hausfreund, »hat man ihn auf den Kirchhof getragen; unter selbigem Grab liegt er, das ich euch gezeigt habe.«¹⁹

Johann Peter Hebels Kalendergeschichte *Tod vor Schrecken* stammt aus dem Jahrgang 1814 des *Rheinländischen Hausfreunds*. Sie inszeniert das Motiv des *memento mori* ähnlich dialogisch wie Hebels bekanntestes Gedicht *Die Vergänglichkeit* (1834), freilich nicht als pädagogisches Gespräch zwischen *Bueb* und *Ätti*, sondern in Gestalt einer erzählten Wirtshauswette. Sie gliedert sich in eine Rahmenerzählung, einen Dialog, den der Doktor von Brassenheim mit dem Hausfreund beim Gang über den Friedhof angesichts eines frischen Grabes führt, und in eine Binnenerzählung, welche die Geschichte des Begrabenen rekapituliert.²⁰ Hebels Kalendergeschichte erscheint auf den ersten Blick als Schwank, der traditionell einen Konflikt gestaltet, in dem die streitenden Parteien unterschiedlichen sozialen Schichten angehören oder unterschiedliche Ambitionen haben. Doch ist die Konfiguration, die Hebel seiner Erzählung zugrunde legt, nicht schwanktypisch asymmetrisch, sondern symmetrisch: Schreiber und Buchhalter. Auch der Ausgang ähnelt nur vordergründig einem Schwank, in dem einer der Konfliktpartner üblicherweise den Sieg davon trägt. Obwohl der Gespensterleugner die Wette verliert, wird die Spannung nicht aufgelöst. Der unangemessene tragische Ausgang, der Tod des Wettpartners, verkehrt den vordergründigen Erfolg des Herausforderers ins Gegenteil. Den unaufgelösten Spannungstyp verstärkt der spiegelsymmetrische Aufbau der Dialogpartien. Er strukturiert die Erzählung und verdeutlicht die fatalen Folgen der Wette, die im zweiten Teil ihre tödliche Wendung nimmt. Das dreifach gesteigerte Erschrecken des Buchhalters veranschaulicht, wie die Wette den Herausforderer dazu führt, mit destruktiver Energie alle Grenzen des Anstands zu überschreiten. So treibt der Schreiber den Arm eines toten Selbstmörders auf und verschafft

sich »heimlich« Zutritt zur Wohnung des Buchhalters. Umgekehrt wird die aufgeklärte Selbstgewissheit, mit welcher der Buchhalter übersinnliche Erscheinungen leugnet, im Zuge der Erzählung als Hybris entlarvt, auch wenn ihm kein wirkliches Gespenst, sondern ein makabrer Trick einen tödlichen Schrecken einjagt: »So bleibt«, wie es Gero von Wilpert in seiner Studie über die deutsche Gespenstergeschichte resümiert hat, »als Moral weniger der Unsinn der Gespensterfurcht als vielmehr letztlich die Gefährlichkeit solcher Spiele mit der Spukangst.«²¹

Zum drittenmal fuhr ihm der Schreiber langsam über das Gesicht; und als er schnell nach ihm haschte, und als er sagen wollte: »Hab' ich dich,« blieb ihm eine kalte, tote Hand und ein abgelöster Armstümmel in den Händen, und der kalte, tötende Schrecken fuhr ihm tief in das Herz und in das Leben hinein. Als er sich wieder erholt hatte, sagte er mit schwacher Stimme: »Ihr habt, Gott sei es geklagt, die Wette gewonnen.« (Z. 29–36)

Die makabre Schreckensszene bildet das Zentrum von Hebels Kalendergeschichte. Sie ist polysyndetisch gedehnt, und sprachlich-stilistisch als Kippfigur gestaltet. Den Übergang vom scheinbar Vertrauten zum Unheimlichen gibt ein tautologisches Spiel mit dem Substantiv ›Hand‹ wieder: »blieb ihm eine kalte, tote *Hand* [...] in den *Händen*«; auch die modifizierte Zitation des Konkreten (»kalte, tote Hand«) als Abstraktum (»der kalte, tötende Schrecken«), das in ein ebensolches abstrakt-konkretes Zeugma mündet: »fuhr ihm tief in das Herz und in das Leben hinein«, bildet die plötzliche Konfrontation mit dem Tod ab. Auch syntaktisch ist die Schreckensszene charakteristisch: die beiden jeweils mit ›und‹ sowie der Konjunktion ›als‹ eingeleiteten Temporalsätze verzögern als Vorsätze im Vorfeld den Hauptsatz und schieben das Überraschungsmoment, den Schrecken, in der Gleichzeitigkeit auf.

Wie der Seufzer »Gott sei es geklagt« letztlich der Einsicht in die Vergänglichkeit entspringt, so zeigt sich in dem Eingeständnis, die Wette verloren zu haben, auch schon die Gewissheit des eigenen Sterbens. Der kurze Dialog mit dem Schreiber wirkt wie eine zweite Wette, doch dieses Mal behält der erschreckte Buchhalter recht: Der Tod holt ihn. Der fast unmerkliche Übergang von der zitierten Rede der Binnenerzählung zur wörtlichen Rede des Arztes in der Rahmenerzählung konfrontiert den Hausfreund wie den Leser unvermittelt mit der Gegenwart des To-

des. Der scheinbare Schwank gewinnt so einen doppelten Ernst: Im Übergang von Binnen- zur Rahmenerzählung und über den realistischen Rahmen, der zyklisch den Anfang der Kalendergeschichte wieder aufnimmt, den Gang über den Friedhof, wird auch der Leser zu einer ›meditatio mortis‹ eingeladen.

3. Fazit

Der Überblick über Gespenstergeschichten sollte exemplarisch Hebels große Erzählkunst erweisen, die sich keineswegs im Gehaltlichen erschöpft. Wie unzureichend der reine Inhalt ist, will man Hebels Erzählkunst charakterisieren, merkt man leicht, wenn man seine Kalendergeschichten, etwa das *Unverhoffte Wiedersehen*, nachzuerzählen versucht. Die überzeitliche Qualität von Hebels Erzählkunst liegt vielmehr in modernen narrativen Strategien begründet: Hebel verlebendigt die Erzählung durch Aktualisierungen und Figurentext; er individualisiert die Personen anschaulich durch direkte Rede und er wechselt zwischen berichtenden und schildernden Passagen. Indem er Situationsverschiebungen, Handlungsumschläge und Perspektivenwechsel beschreibt, gestaltet Hebel ›Kippfiguren‹, die trotz vorgeblicher Moralisierungen einen erstaunlich weiten Interpretationsspielraum bieten. Hebels Kalendergeschichten fügen sich damit in eine Traditionslinie der Aufklärung, die den Gespensterglauben nicht rundweg abgelehnt, sondern das ästhetisch Schillernde und Doppeldeutige des Übersinnlichen geschätzt hatte. Indem sie ihre rationalisierende Tendenz nicht forcieren, fordern Hebels Erzählungen den mündigen Leser zum Mitdenken und Nachschaffen auf. Gerade darin zeigt sich ihre aufklärerische Qualität.



Achim Aurnhammer

- 1 Die angesichts der aufklärerischen Erfahrungswissenschaft verschärfte Debatte um die Existenz von Gespenstern und Ansätze eines Metadiskurses bei C.M. Wieland und Georg Forster umreißt klar und quellenorientiert Ulrich Stadler: *Gespens und Gespenster-Diskurs im 18. Jhd.* In: Moritz Baßler/Bettina Gruber/Martina Wagner-Egelhaaf (Hg.): *Gespens. Erscheinungen – Medien – Theorien*. Würzburg 2005, S. 127–139. Von einem »popularphilosophischen Kampf« gegen die Kontinuität von Geister- und Gespensterglauben in katholischer und protestantischer Theologie spricht Diethard Sawicki: *Leben mit den Toten. Geisterglauben und die Entstehung des Spiritismus in Deutschland 1770–1900*, S. 58–70, hier S. 65.
- 2 An einer Schwellenposition zwischen Aufklärung und Romantik sehen Murnane und Cusack den Schauerroman, da vor dem realgeschichtlichen Hintergrund der Geheimgesellschaften eine Lektüre von Gespenstererscheinungen als selbstbezügliche Versicherung eines »vernünftigen Lesers« nicht stimmig sei, vielmehr in der Inszenierung von »Undurchdringlichkeit« ein anthropologischer Diskurs über die Grenzen der menschlichen Selbsterkenntnis von der Aufklärung bis in die Romantik geführt werde. Vgl. Barry Murnane/Andrew Cusack: *Der deutsche Schauerroman um 1800. Einleitung*. In: Dies. (Hg.): *Populäre Erscheinungen. Der deutsche Schauerroman um 1800. (Laboratorium Aufklärung, Bd. 6)*. München 2011, S. 7–22. Als »Antwort auf die Kontingenzerfahrung« im Bereich der praktischen Erkenntnis versteht auch Rainer Godel den Schauerroman, der mittels des hyperbolisch eingesetzten »Unheimlichen« eine »diskursive[] Problemwahrnehmung« literarisch inszeniere. Vgl. Rainer Godel: *Anthropologiebasierte Kontingenz. Neue Erklärungsversuche für das Unheimliche am Beispiel von Carl Grosses *Der Genius**. In: Murnane/Cusack (Hg.): *Populäre Erscheinungen*, S. 81–98, hier S. 87f. Vgl. auch Stefan Höppners Beitrag in diesem Band, der exemplarisch G.H. Schuberts Roman *Die Kirche und die Götter* als »Hybrid zwischen zwei literarischen Epochen« in größerer Nähe zur Spätaufklärung sieht. Stefan Höppner: *Therapie für Gespenster. Schauerliteratur und romantische Medizin in Gotthilf Heinrich Schuberts *Die Kirche und die Götter**, in: Murnane/Cusack (Hg.): *Populäre Erscheinungen*, S. 249–268, hier S. 250 und 259. Zur Verbindung von Traum, Physiologie und Geistererscheinungen in Diderots *Encyclopédie* vgl. Yael-Catherine Ehrenfreund: *Gespens der Vergangenheit und der Zukunft bei Diderot. Oder: Les illuminations du Prince voluptueux*. In: Claire Gantet/Fabrice d'Almeida (Hg.): *Gespens und Politik. 16. bis 21. Jahrhundert*. München 2007, S. 161–179, hier S. 172–175.
- 3 Vgl. Johann August Apel/Friedrich Laun (Hg.): *Gespenserbuch*. Ausgewählt und mit einem Nachwort versehen von Robert Stockhammer. Frankfurt a.M./Leipzig 1992. Vgl. dazu die Studie von Christina Gallo: »Gerade wenn es mit den Gespenstern aus ist: geht das rechte Zeitalter für ihre Geschichte an.« Untersuchungen zum Gespenserbuch von Friedrich Laun und August Apel. Taunusstein 2006. Vgl. auch die Gattungsstudie von Lorenz von Stackelberg: *Die deutsche Gespensergeschichte in der Zeit der Spätaufklärung und der Romantik (1787–1820)*. München 1983.
- 4 Zedlers *Universallexicon* nennt »die gewöhnlichste, aber dabey sicherste Meynung, daß die Gespensers nichts anders, als ein Teufels-Werck sey. Wir setzen zum Voraus, daß es Gespensers giebt, wovon uns die historischen Nachrichten, welche sich sowohl auf goettliche, als menschliche Zeugnisse grunden, versichern, und daher billig der Beweis, weil ihre Existenz vor sich nicht nothwendig ist, muß genommen werden.« Johann Heinrich Zedler: *Grosses Universallexicon aller Wissenschaften und Künste*. 64 Bde. Halle/Leipzig 1732–1754. Hier Bd. 38, s.v. »spectrum«, Sp. 1379f.
- 5 Zu Hebels Kalendergeschichten im Kontext der Gattung vgl. Ludwig Rohner: *Kalendergeschichte und Kalender*. Wiesbaden 1978, S. 159–310.
- 6 Die spätaufklärerische Wirkungsästhetik von Hebels Gespensergeschichten, die explizite Erzählerdixax ersetzt durch »innere Konsistenz« der Handlung und es so dem emanzipierten Leser überläßt, die Haltlosigkeit von Aberglauben aus dem erzählten Fall zu induzieren, betont Guido Bee: Johann Peter Hebel's Rheinländischer Hausfreund als Kalender der Aufklärung. In: York-Gothart Mix (Hg.): *Der Kalender als Fibel des Alltagswissens. (Hallesche Beiträge zur Europäischen Aufklärung, Bd. 27)*. Tübingen 2005, S. 175–187, hier S. 185–187. Lutz Röhrich's Synopse von Hebels Gespensergeschichten als »aufklärerische[n] Anti-Sagen«, in denen durch Übertreibung der »Spuk zur Komödie« für den »rationalistische[n] Agnostizismus der Aufklärung« werde, wird der Mehrdeutigkeit der Spukerzählungen nicht gerecht. Vgl. Lutz Röhrich: *Johann Peter Hebel's Kalendergeschichten zwischen Volksdichtung und Literatur. (Schriftenreihe des Hebelbundes, Nr. 21)*. Lörrach 1972, S. 11f.

- 7 Vgl. Johann Peter Hebel: Geister und Gespenster. In: J. P. Hebels sämtliche Werke. Siebenter Band: Literaturgeschichte und andere Beiträge nebst Katechismus. Karlsruhe 1838, S. 235–246, hier S. 235.
- 8 Ebd., S. 236.
- 9 Ebd., S. 237.
- 10 Ebd., S. 242.
- 11 Dass Hebel seinem Anspruch der »Verschönerung« in den eigenen Gespenstergeschichten gerecht wird, wurde schon früh beobachtet. Vgl. Georg Längin: Johann Peter Hebel. Ein Lebensbild. Karlsruhe 1875, S. 141.
- 12 Vgl. Guido Bee: Aufklärung und narrative Form. Studien zu den Kalendertexten Johann Peter Hebels. Münster [u.a.] 1997, S. 271.
- 13 Hebel: Geister und Gespenster (Anm. 7), S. 246.
- 14 Vgl. Johann Peter Hebel: Der Rheinländische Hausfreund. Faksimiledruck der Jahrgänge 1808–1815 und 1819. Hg. von Ludwig Rohner. Wiesbaden 1981, S. 19f.; 61–63; 94–96; 160f.; 218. Das *Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes* wird im Kommentarband zum Faksimiledruck gegenüber den Kalendergeschichten abwertend besprochen. Vgl. Ludwig Rohner: Kommentarband zum Faksimiledruck des »Rheinländischen Hausfreunds« von Johann Peter Hebel. Wiesbaden 1981, S. 55–61.
- 15 Johann Peter Hebel: Erzählungen und Aufsätze. Erster Teil (Johann Peter Hebel: Sämtliche Schriften. Kritisch hg. von Adrian Braunbehrens, Gustav Adolf Beurath und Peter Pfaff, Bd. 3). Karlsruhe 1990, S. 141–145, hier S. 142.
- 16 Guido Bee: Aufklärung und narrative Form. Studien zu den Kalendertexten Johann Peter Hebels. Münster [u.a.] 1997, S. 287.
- 17 Johann Peter Hebel: Erzählungen und Aufsätze. Erster Teil. (Johann Peter Hebel: Sämtliche Schriften. Kritisch hg. von Adrian Braunbehrens, Gustav Adolf Benrath und Peter Pfaff, Bd. 2). Karlsruhe 1990, S. 208–210, hier S. 210. Vgl. auch das Faksimile in Johann Peter Hebel: Der Rheinländische Hausfreund. Faksimiledruck der Jahrgänge 1808–1815 und 1819. Hg. von Ludwig Rohner. Wiesbaden 1981, S. 94–96, hier S. 96.
- 18 Johann Peter Hebel: Erzählungen und Aufsätze. Zweiter Teil. (Johann Peter Hebel: Sämtliche Schriften. Kritisch hg. von Adrian Braunbehrens, Gustav Adolf Benrath und Peter Pfaff, Bd. 3). Karlsruhe 1990, S. 317–319.
- 19 Hebel: Erzählungen und Aufsätze (Anm. 18), S. 422f.
- 20 Als Vorlage für Heimito von Doderers moderne Bearbeitung ist diese Erzählung in der Forschung bereits mehrfach gewürdigt worden. Vgl. dazu meine eigenen Ausführungen, auf die sich die folgenden Überlegungen stützen: Achim Aurnhammer: Erzählexperimente mit Kippfigur. Heimito von Doderers Sieben Variationen über ein Thema von Johann Peter Hebel (1926). In: Achim Aurnhammer/Hanna Klessinger (Hg.): Johann Peter Hebel und die Moderne. (Rombach Wissenschaften, Bd. 185). Freiburg i. Brsg./Berlin/Wien 2011, S. 43–58, hier S. 47f.
- 21 Gero von Wilpert: Die deutsche Gespenstergeschichte. Motiv – Form – Entwicklung, Stuttgart 1994, S. 172–175, hier S. 174.

Hebeldank 2016

Laudatio auf José F.A. Oliver (Volker Habermaier)

Sehr geehrte Damen und Herren,

das diesjährige „Schatzkästlein“ ist der Literatur gewidmet. Und wie es sich in den letzten Jahren so glücklich gefügt hat, ist auch der diesjährige Hebeldankträger ein Literat. So konnten Sie es bereits einer Andeutung in der Presse entnehmen, und sicher haben Sie wieder gerätselt, wer es denn 2016 sein werde. Das Rätsel möge nun nach und nach gelüftet werden!

Erster Hinweis: Der Autor, den wir heute ehren, bedient sich wie Johann Peter Hebel mehrerer Sprachen, unter anderem der Standardsprache und der alemannischen Mundart. Verriete ich noch die dritte Sprache, die unseren Preisträger prägt, so wäre des Rätsels sofort ein Ende.

Zweiter Hinweis: Wie Johann Peter Hebel ist auch unser Preisträger nicht nur Schriftsteller, sondern auch Vermittler von Literatur, bei älteren wie jüngeren Menschen gleichermaßen.

Bevor Sie nun aber meine Rede nur auf Hinweise auf den Preisträger durchforsten und das darin enthaltene Loben überhören, lüfte ich das Geheimnis mit meinem dritten Hinweis: Der diesjährige Hebeldankträger wurde 1961 zwar hierzulande geboren, in Hausach. Seine Eltern aber kamen im Jahr davor als Arbeitssuchende aus Málaga in Spanien nach Deutschland. Nun ist das Geheimnis also gelüftet – oder? Der Hebeldankträger des Jahres 2016 ist José F.A. Oliver.

Wir zeichnen mit José Oliver einen bedeutenden Lyriker aus. Harald Weinrich, der literarisch gebildete Linguist, rühmte ihn als einen, der „seine Poesie ganz tief in die deutsche Sprache eingeschrieben, eingegraben, ja, die deutsche Sprache mit ihr umgegraben“ habe (Zitiert nach: José F.A. Oliver, nachtrandspuren. Gedichte, Frankfurt am Main 2002). Er selbst sagt dazu: „Bisweilen bin ich versucht, die Sprache auf den Kopf zu stel-

len. Dann schreibe ich ... „achHaus!“ und „waldSchwarz!“ (José F.A. Oliver, Mein andalusisches Schwarzwalddorf. Essays, Frankfurt am Main 2007, S. 13)

Damit ist Eigentümliches der Lyrik Olivers bezeichnet: Er hört mit dem geschärften Sinn des Dreisprachigen dem Klang der Wörter nach, er zerlegt sie und setzt sie neu zusammen, er folgt den Spuren, die Sprache, die wahrnimmt, fühlt und denkt, im Leib der gesprochenen wie geschriebenen Wörter hinter sich zieht. Hören wir als Exempel einige Zeilen aus dem Gedicht „schwarzwald, wurzelleichte / 1 augenblicksponem im frühjahr“: „nicht greifbar, sage ich // die architektur aus wald & schwarz & sog ins / innere – als sei die dunkle farbgewähr die / insgeheime weite & flügel Schlag der sprache / : 1 alphabet der hölzer // und rindenw:orte“ (José F.A. Oliver, fahrtenschreiber. Gedichte, Frankfurt am Main 2010, S. 15).

Sehr geehrte Damen und Herren, Sie müssten, um die vielfachen Bedeutungen dieser Zeilen recht wahrnehmen zu können, sie lesen. Dann stellten Sie etwa fest, dass durch die Schreibung das rätselhafte Wort „rindenw:orte“ durch einen Doppelpunkt nach dem „w“ und vor „orte“ eine zweite, andere Bedeutung erhält. Sprache und Schrift bilden ja die Wirklichkeit nicht nur ab; sie schaffen auch Wirklichkeit, genauer: Wirklichkeiten.

José F.A. Oliver schreibt auch Essays. Der Begriff ist ja abgeleitet vom lateinischen „exigere“, das „prüfen“, „untersuchen“ und „erwägen“ bedeutet. Gerade diese Form kommt seiner Suche nach der Wirklichkeit der Wörter und der Wahrheit hinter den Wörtern entgegen, wobei diese Formel auch umgekehrt funktioniert. In Notaten zu seinen Gedichten sagt Oliver einmal über sein Verständnis von Sprache und Dichtung: „Ich schreibe, weil ich immer Ich-Mündung war, Sprachfluß bin und lauwärts Klang sein werde, vom Ich überflutet zwischen all den anderen Ichs, für jedes klare Gefühl, das mich erfindet.“ (José F.A. Oliver, fernlautnetz. Gedichte, Frankfurt am Main 2000, S. 112)

In seinen Essays befragt Oliver häufig sein Dasein als Kind spanischer Eltern in einer alemannisch geprägten Umwelt, nicht zuletzt einer von

der alemannischen Fasnet geprägten Umwelt, und als Kenner der hochsprachlichen Literatur.

Olivers Schreiben ist ohne die Fülle der europäischen Literaturen und Kulturen undenkbar. Er ist – das nur kurz angedeutet – auch ein begnadeter Reisender. In den Gedichten finden sich vielfache Brechungen seiner Lektüren, Celans etwa oder Hölderlins, der Mayröcker etwa oder Lorcas. Wer Johann Peter Hebels Exzerptheft kennt, in denen er notierte, was er gelesen und was er darüber gedacht hat, sieht auch hier wieder eine Begründung, warum es unser Wunsch war, Oliver mit dem „Hebeldank“ auszuzeichnen.

Von stupender Gelehrsamkeit und beeindruckender Empfindsamkeit geprägt ist auch seine Tätigkeit als Literaturvermittler, als Gründer, Kurator und Moderator des Literaturfestivals „Hausacher LeseLenz“, der, aus einem Versprechen nach einer Preisverleihung hervorgegangen, aus dem Leben unseres Landes nicht mehr wegzudenken ist. Auch seine Schreibwerkstätten mit Lehrern und mit Jugendlichen sind berühmt. Ein Lehrbuch, das lehrt, ohne belehrend zu sein, ist gedruckter Ausdruck dieses Wirkens. Auch hierin ist er also ein würdiger Erbe Johann Peter Hebels.

Noch viel könnte gesagt werden, aber nicht jetzt. Freuen Sie sich darauf, dass José Oliver am 16. Oktober 2016 wieder zu uns kommen wird. Dann wird es um den Essayband „Fremdenzimmer“ und das Alemannische beim „Schwarzwaldandalusier“ Oliver gehen (Bettina Schulte, in: Badische Zeitung vom 15. April 2015, Nachweis: <http://www.badische-zeitung.de/literatur-und-vortraege/nur-ein-paar-stufen-zwischen-la-luna-und-dem-mond-103383064.html>; 04.05.2016). Sie sind schon jetzt dazu eingeladen!

Ein Preis ehrt seinen Träger – der Träger eines Preises ehrt aber auch den, der ihn verleiht. So sind wir, der Hebelbund Lörrach, geehrt, dass Sie, lieber Herr Oliver, den „Hebeldank“ nun entgegennehmen.

Der Hebelbund Lörrach e.V.
verleiht den „Hebeldank“ im Jahre 2016

Herrn José F. A. Oliver

José F. A. Oliver schreibt Prosa, Lyrik und Essays in den drei Sprachen Hochdeutsch, Alemannisch und Spanisch.

Im Gegeneinander, Miteinander und Ineinander seiner Sprachen pflegt er das Erbe Johann Peter Hebels.

Neben seinem literarischen Werk zeichnet der Hebelbund Lörrach José F. A. Olivers Engagement für die Förderung von Literatur aus. So kuratiert er seit vielen Jahren das Literaturfestival „Hausacher LeseLenz“ und betreut mit dem Stuttgarter Literaturhaus Schreibwerkstätten für Jugendliche. Auch in seinem Wirken als Vermittler von Literatur ist José F. A. Oliver dem Vermächtnis Johann Peter Hebels sehr nahe.

Der Hebelbund Lörrach e.V. dankt
Herrn José F. A. Oliver
mit seinem „Hebeldank“
und ehrt sein jahrzehntelanges Engagement.

Lörrach, den 8. Mai 2016

Volker Habermaier
Präsident des Hebelbundes Lörrach e.V.



Mit freundlicher Genehmigung der Oberbadischen

Schlussworte (Volker Habermaier)

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Hebel-Freunde,

Sie kennen gewiss Hebels Vorliebe für Rätsel und Charaden. Eines lautet:

„Da kommt ein Knabe gegangen,
Mit klingenden Glocken behangen,
Sagt, Müßiggang heiße ihm Pflicht;
Und was ihm die Brüder mit Darben,
Mit Mühe und Sorgen erwarben,
verzehrt er im leckern Gericht.
Sonst schön wie ein Engel und heilig dazu,
Und dennoch mißgönnt er dem Pfarrer die Ruh.“

(J.P. Hebel's sämtliche Werke, Erster Band, Karlsruhe 1838, S. 225)

Na, schon erraten, was Hebel mit diesem Rätsel meint? Sicher: Es ist der Sonntag.

Wir haben heute den mittlerweile auch schon traditionellen Hebelsonntag begangen und Muße anstelle von Pflicht erlebt.

Sicher, dem Pfarrer war die Ruh missgönnt. Deshalb danken wir herzlich Pfarrer Matthias Weber für die Gestaltung von Liturgie und Predigt.

Wir danken Bezirkskantor Herbert Deininger für die musikalische Gestaltung des Gottesdienstes mit Musik aus dem Elsass, dargeboten auf der Königin der Instrumente, der Orgel.

Wir danken Sergey Fedorov für seine musikalischen Ausflüge in Hebels Epoche und in die spanische Musik – zu Ehren unseres Hebel dankträgers. Alles Gute dir, lieber Sergey, zum einen als Schüler, zum andern als Musiker.

Wir danken Ihnen, lieber José F.A. Oliver, für Ihr Dasein. Wir wollten Ihnen im Namen Hebels danken – nun haben Sie uns Ihrerseits wieder reich beschenkt: Deshalb nochmals herzlichen Dank. Wir freuen uns, dass Sie Ihr literarisches Werk ausführlich bei unserer „Literarischen Begegnung“ am 16. Oktober 2016 vorstellen.



José F.A. Oliver - Bild: Yves G. Noir

Wir danken Ihnen, lieber Prof. Aurnhammer, für Ihren Vortrag, der uns wieder eine Facette des Hebelschen Werks gezeigt hat: die Modernität des manchmal nur als

gemütlichen Moralonkels verkannten Hebel. Modernität in seiner Zeit und auch für unsere Zeit. Danke!

Wir danken allen, die zum Gelingen des Hebelsonntags 2016 beigetragen haben, insbesondere den Mitarbeitern des Dreiländermuseums, dem Team um Markus Moehring. Wir waren wieder Ihr Gast und fühlten uns wohl und wertgeschätzt.

Vielen Dank auch den Mitgliedern des Präsidiums des Hebelbundes: Mit euch ist die Arbeit einfach eine Bereicherung!

Vielen Dank auch unseren Geldgebern und Unterstützern ...

... und vielen Dank Ihnen allen, die Sie uns mit Ihrem Interesse und Ihrer Sympathie begleiten.

Im Rätselgedicht Hebels war von des Sonntags Brüdern, den Werktagen, die Rede. Sie hätten mit Mühe und Sorgen erworben, was der Sonntag „im leckern Gericht“ verzehrt. Dass bei Hebel dazu das eine oder andere Gläslein Wein gehört, versteht sich von selbst. Zu Kugelhupf und Wein, wahlweise auch Wasser, lade ich Sie herzlich ein. Bleiben Sie noch unser Gast und lassen den Hebelsonntag 2016 im Gespräch ausklingen.

Literarische Begegnungen (Einführungen: Volker Habermaier)

Carmen und Pius Jauch: „Wolk am Horizont“, 28.02.2016

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Carmen, lieber Pius Jauch,

herzlich willkommen zum schwäbisch-alemannischen Liederabend des Hebelbundes in Lörrach.

Soweit musste es kommen mit dem Hebelbund: ein schwäbisch-alemannischer Abend! Findet der nur statt, weil der neue Präsident ein Schwabe ist und weil die Schwaben sich eben überall einmischen müssen?

Ja, der Präsident des Hebelbundes ist Schwabe; und daran lässt sich – nebenbei gesagt – nichts ändern. Schwäbisch-alemannische Verbindungen sind aber für Hebel tiefgreifender, als es die Zufälligkeit eines Geburtsorts vermuten lässt. Sie werden es wissen: Ohne den Verleger Johann Friedrich Cotta gäbe es das „Schatzkästlein“ gar nicht. Cotta, ohne Zweifel der bedeutendste Verleger seiner Epoche, aus Stuttgart gebürtig, in Tübingen zum Verleger geworden, betreute die Literatur der Klassik, das Werk Goethes etwa und Schillers. Er verlegte aber auch die Philosophen Hegel und Schelling, Jean Paul und Hölderlin und und und ... 1810 trat er an Johann Peter Hebel heran mit der Bitte, die schönsten Erzählungen seines „Rheinländischen Hausfreunds“ unter dem Titel des „Schatzkästleins“ herauszugeben. Diese Ausgabe des badischen Autors, im Württembergischen gedruckt, war so erfolgreich, dass nach wenigen Jahren eine zweite Auflage herauskam. Ein von Cotta gewünschter zweiter Band erschien nie; Hebel hatte die Arbeit am Kalender aufgegeben. Aber noch die „Biblischen Geschichten“ Hebels erschienen 1824 bei Cotta in Stuttgart und Tübingen.

Ein schwäbisch-alemannischer Abend im Zeichen Hebels liegt also nahe. Deshalb nochmals herzlich willkommen, liebe Carmen, lieber Pius Jauch.

Pius Jauchs Leben gleicht einem Roman. Er ist zwar noch jung – 1983 in Rottweil geboren –, aber er ist herumgekommen in der Welt. Nach der Schule etwa hat er den Jakobsweg erwandert. Und als hätte es noch nicht gereicht, ist er kreuz und quer durch Europa gereist, arbeitete einmal hier, einmal dort und lernte das Liedgut der Menschen kennen, denen er begegnete. Dies beeinflusste seine eigenen Lieder.

Pius Jauch dichtet und singt im schwäbisch-alemannischen Dialekt. „Hardcore-Schwäbisch“ nannte den einmal ein Kritiker. Es ist die Sprache seines Heimatdorfes Bösinggen – „Baisinge“ in seiner Mundart –, ein farbiges Mosaiksteinchen im Bild der europäischen Sprachen. Bösinggen als Zentrum Europas? Ja, warum denn nicht? Dass das mit Berlin oder Paris als Zentrum Europas nichts war, lehrt uns ja die Geschichte. Dann doch lieber Bösinggen ... Eine solche Betrachtung schließt nichts aus, sondern öffnet sich den Kulturen und Sprachen der Welt auf der Grundlage der Heimat und ihrer Sprache. Mehr davon täte gerade heute not!

Wolfgang Wulz, ein württembergischer Autor, schreibt über Pius Jauch: „Als Sänger interessiert Pius Jauch der Klang von Sprache, als Dichter, welche Worte sich verbinden lassen, als Denker, welches Konzept ihnen zu Grunde liegt, und als Mensch, was sein Gegenüber ihm damit sagen will. Sprache verbindet. In jedem Fall, auch wenn sie zunächst unverständlich scheint.“ (<http://www.mund-art.de/pius-jauch.html>; 25.03.2015)



Carmen und Pius Jauch - Mit freundlicher Genehmigung der Oberbadischen

Pius Jauch singt auch – manchmal zumindest – im sogenannten „bundesdeutschen Hochdeutsch“. Doch das reicht ihm nicht. Die Mundart, so sagt er, kenne so viele Wörter, die die Standardsprache vergesse, gar nicht kenne. Jauch hört genau hin, wenn Menschen reden, und er schaut genau hin. Und wenn er in die Schweiz fährt, wo man noch – noch, sage ich – die Mundart als Standard spricht, dann fragt er – ich übersetze in mein Stuttgarter Honoratiorenschwäbisch: „Braucht’s d Schweizer Grenz / dass mr no schwätze ko / wie oims Maul gwachse isch?“

Wie das Sauerkraut sei auch das Schwäbische in Verruf gekommen, sagt Jauch. Unsere Nachbarn im Westen, die Elsässer, wüssten, wie köstlich ein Choucroute garnie sein könne. Gleiches könnte auch für das Schwäbische gelten.

Pius Jauch wird begleitet von seiner Schwester Carmen, einer studierten Kirchenmusikerin, Organistin und Cembalistin. Meisterkurse besuchte sie unter anderem bei der legendären Organistin Marie-Claire Alain. Sie war nach Abschluss des Studiums einige Jahre Organistin in Schweden, konzertierte in Skandinavien, Italien sowie Deutschland und Österreich. Seit letztem Jahr ist Carmen Jauch Kantorin an der Alpirsbacher Klosterkirche und Leiterin der Alpirsbacher Klosterkonzerte.

Sind Sie bereit für unser schwäbisch-alemannisches Experiment? Dann freuen Sie sich auf Carmen und Pius Jauch.

Barbara Honigmann: „Chronik meiner Straße“, 22. Mai 2016

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Barbara Honigmann,

herzlich willkommen beim Hebelbund. Ich freue mich sehr, dass es heute möglich geworden ist, dass Sie, liebe Barbara Honigmann, zu uns nach Lörrach gekommen sind.

Seit langem kenne und schätze ich Sie und Ihr Werk. Vor über eineinhalb Jahrzehnten waren Sie eine Woche mit Deutschlehrern zusammen im Kloster Comburg bei Schwäbisch Hall. Sie lasen aus Ihren Büchern, wir redeten über das Gelesene, ganz kurz auch über die Verwendbarkeit im Unterricht und genossen die Woche auf dem Klosterberg. Ihre Literatur – damals vor allem „Roman von einem Kinde“ (1986), „Eine Liebe aus nichts“ (1991) und „Soharas Reise“ (1996) –, aber auch Ihre Präsenz die Woche über und Ihr Humor sind unvergesslich. Übrigens: Solche wirklich motivierenden Lehrerfortbildungen sind dem Sparzwang zum Opfer gefallen – natürlich, möchte man sagen.

Ihr Werk habe ich seitdem weiter verfolgt, immer Ihren Tonfall im Ohr, wenn ich Ihre Bücher lese: „Damals, dann und danach“ (1999), „Alles, alles Liebe“ (2000), „Bilder von A.“ (2011) und jetzt die „Chronik meiner Straße“ aus dem letzten Jahr. Und da ist er wieder, dieser kunstvoll-lässige, liebevoll-humorvolle poetische Ton, der Honigmann-Sound. Auch Ihnen, sehr geehrte Damen und Herren, wird es so gehen, wenn Sie heute Barbara Honigmann zugehört haben werden. Literaturwissenschaftler könnten jetzt nachweisen, was den Stil der Honigmann ausmacht. Wir genießen ihn heute einfach.

Barbara Honigmann wurde 1949 in Berlin geboren, als Tochter deutsch-jüdischer Emigranten, die kurz nach dem Ende der nationalsozialistischen Diktatur nach Berlin zurückkehrten, um am Aufbau eines neuen Deutschland in der späteren Deutschen Demokratischen Republik mitzuarbeiten. Barbara Honigmann studierte in Berlin Theaterwissenschaft und arbeitete danach an den bis heute berühmten Berliner Theatern, der „Volksbühne“ und dem „Deutschen Theater“.

1984 siedelte Barbara Honigmann aus der DDR aus und nahm ihren Wohnsitz in Straßburg. Warum gerade dort? Nicht gerade die erste Station für Menschen, die die DDR verlassen hatten. Ein Grund dürfte die Möglichkeit jüdischen Lebens in Straßburg sein. Barbara Honigmann hatte sich einige Jahre zuvor mit ihrer jüdischen Identität beschäftigt und war 1981 in die Ostberliner Jüdische Gemeinde eingetreten. Sie bezeichnet als Auslöser die Geburt ihres ersten Sohnes, sie habe lernen wollen, „das ganze Leben (zu) buchstabieren“ (Barbara Honigmann, Roman von einem Kinde, München 1986, S. 19). Im „Roman von einem Kinde“ nannte sie den Umzug einen „dreifachen Todessprung ohne Netz: vom Osten in den Westen, von Deutschland nach Frankreich, und aus der Assimilation mitten in das Thora-Judentum hinein“ (Barbara Honigmann, Roman von einem Kinde; zitiert nach: <http://www.dieterwunderlich.de/Barbara-Honigmann.htm>; 18.05.2016). Viele ihrer Bücher – der erzählenden wie der reflektierenden – beschäftigen sich mit den Schwierigkeiten und Möglichkeiten jüdischen Lebens in Europa nach der Shoah. Sie praktiziert ihre Religion so selbstverständlich wie möglich, und die heiligen Texte sind ihr wichtig. Sie gehört also nicht zu jenen, die sich über die Zugehörigkeit zur jüdischen Schicksals- oder Opfergemeinschaft definieren. „Nie wieder Selbstverleugnung, nie wieder Selbstaufgabe!“, ist ihre Devise (Zitiert nach: Petra S. Fiero, Zwischen Enthüllen und Verstecken. Eine Analyse von Barbara Honigmanns Prosawerk, Tübingen 2008, S. 2).



Barbara Honigmann - Mit freundlicher Genehmigung der Oberbadischen

Barbara Honigmann ist auch als Malerin hervorgetreten; viele ihrer Bilder schmücken die Schutzumschläge ihrer Bücher. Die Honigmann sagt in ihrer Zürcher Poetikvorlesung, man könne „über Bilder eigentlich gar nicht reden“, „weil die Übersetzung der Bildsprache in die allgemeine Sprache, in der jeder alles ausdrücken zu können glaubt, ihr ja das Eigentliche nimmt“ (Barbara Honigmann, *Des vielen Büchermachens ist kein Ende*, zitiert nach: Petra S. Fiero, *Zwischen Enthüllen und Verstecken. Eine Analyse von Barbara Honigmanns Prosawerk*, Tübingen 2008, S. 10). Da dies so ist, sage auch ich nichts dazu – und bitte Sie nur, wenigstens die Schutzumschläge zu betrachten. Dies auch als Hinweis auf die Buchhandlung Metzler, bei der Sie nachher das eine oder andere der Bücher Barbara Honigmanns erwerben können.

Mit ihrem Mann Peter – dem Leiter des „Zentralarchivs zur Erforschung der Geschichte der Juden in Deutschland“ - lebt sie bis heute in Straßburg, in einer Straße, „in der man eigentlich nur „am Anfang“ wohnt“ (Barbara Honigmann, *Chronik einer Straße*, München 2015, S. 6), weit weg vom Zentrum mit dem berühmten Münster, dessen Turm Hebel als den „Belchen der Kirchtürme“ (Zitiert nach: <http://www.badische-zeitung.de/teningen/hebels-band-zu-teningen—33045256.html>; 17.05.2016) bezeichnete. Aus der „Chronik“ dieser Straße wird Barbara Honigmann heute lesen.

**José F.A. Oliver, Hebel dankträger 2016: „Fremdenzimmer“,
16. Oktober 2016**

Sehr geehrte Damen und Herren, lieber José Oliver,

zum zweiten Mal sind Sie in diesem Jahr beim Hebelbund in Lörrach zu Gast. Im Mai durften wir Sie beim „Schatzkästlein“ mit unserem „Hebel dank“ auszeichnen. Viele unserer Gäste waren bereits damals dabei, und manches Mal hörte ich: „Dem Oliver hätten wir gerne noch länger zugehört.“ Dem Manne, der Frau kann geholfen werden. Hier und heute.

Der Hebelbund zeichnete mit José Oliver einen bedeutenden Lyriker aus. Harald Weinrich, der literarisch gebildete Linguist, rühmte ihn als einen, der „seine Poesie ganz tief in die deutsche Sprache eingeschrieben, eingegraben, ja, die deutsche Sprache mit ihr umgegraben“ habe (Zitiert nach: José F.A. Oliver, nachtrandspuren. Gedichte, Frankfurt am Main 2002). Oliver selbst sagt dazu: „Bisweilen bin ich versucht, die Sprache auf den Kopf zu stellen. Dann schreibe ich ... „achHaus!“ und „waldSchwarz!“ (José F.A. Oliver, Mein andalusisches Schwarzwalddorf. Essays, Frankfurt am Main 2007, S. 13)

Damit ist Eigentümliches der Lyrik Olivers bezeichnet: Er hört mit dem geschärften Sinn des Dreisprachigen dem Klang der Wörter nach, er zerlegt sie und setzt sie neu zusammen, er folgt den Spuren, die Sprache, die wahrnimmt, fühlt und denkt, im Leib der gesprochenen wie geschriebenen Wörter hinter sich zieht. Hören wir als Exempel einige Zeilen aus dem Gedicht „schwarzwald, wurzelleichte / 1 augenblickspoem im frühjahr“: „nicht greifbar, sage ich // die architektur aus wald & schwarz & sog ins / innere – als sei die dunkle farbgewähr die / insgeheime weite & flügelschlag der sprache / : 1 alphabet der hölzer // und rindenw:orte“ (José F.A. Oliver, fahrtenschreiber. Gedichte, Frankfurt am Main 2010, S. 15).

Sehr geehrte Damen und Herren, Sie müssten, um die vielfachen Bedeutungen dieser Zeilen recht wahrnehmen zu können, sie lesen. Dann

stellten Sie etwa fest, dass durch die Schreibung das rätselhafte Wort „rindenw:orte“ durch einen Doppelpunkt nach dem „w“ und vor „orte“ eine zweite, andere Bedeutung erhält. Sprache und Schrift bilden ja die Wirklichkeit nicht nur ab; sie schaffen auch Wirklichkeit, genauer: Wirklichkeiten.

José F.A. Oliver schreibt auch Essays. Gerade diese Form kommt seiner Suche nach der Wirklichkeit der Wörter und der Wahrheit hinter den Wörtern entgegen, wobei diese Formel auch umgekehrt funktioniert. In Notaten zu seinen Gedichten sagt Oliver einmal über sein Verständnis von Sprache und Dichtung: „Ich schreibe, weil ich immer Ich-Mündung war, Sprachfluß bin und lauwärts Klang sein werde, vom Ich überflutet zwischen all den anderen Ichs, für jedes klare Gefühl, das mich erfindet.“ (José F.A. Oliver, fernlautnetz. Gedichte, Frankfurt am Main 2000, S. 112).

In seinen Essays befragt Oliver häufig sein Dasein als Kind spanischer Eltern in einer alemannisch geprägten Umwelt. Bettina Schulte nannte ihn in der Badischen Zeitung deshalb einen „Schwarzwaldandalusier“ Oliver (Bettina Schulze, in: Badische Zeitung vom 15. April 2015, Nachweis: <http://www.badische-zeitung.de/literatur-und-vortraege/nur-ein-paar-stufen-zwischen-la-luna-und-dem-mond—103383064.html>; 04.05.2016). Von dieser Mehrsprachigkeit handeln auch die Texte, die heute im Mittelpunkt stehen, der Essaysammlung „Fremdenzimmer“, die im Vorjahr erschienen ist.

„Ich bin in einem Haus aufgewachsen, das zwei Stockwerke hatte. Im ersten Stock wurde alemannisch gesprochen, also annähernd deutsch, und im zweiten andalusisch, also annähernd spanisch.“ (José F.A. Oliver, Fremdenzimmer. Prosa, Frankfurt am Main 2015, S. 16). Oliver als zweisprachig zu bezeichnen, ist zu wenig. Selbst die Bezeichnung „dreisprachig“ ist – betrachtet man die vorgelesene Stelle aus dem neuen Band „Fremdenzimmer“ noch zu wenig. Denn alemannisch ist ja nur annähernd deutsch und andalusisch nur annähernd spanisch.

Da ich vom Spanischen und vom Andalusischen nichts verstehe, betrachte ich Olivers Verhältnis zum Alemannischen und zum Deutschen genauer. Im Essay „Schimpf und Widerstand. Als die alemannische Sprache in mein Schreiben kam“ beschreibt Oliver, wie er – der auf den Gassen Hausachs die Mundart gelernt hatte – von einem hochsprachlichen Deutschlehrer „aus – ach, ich weiß nicht mehr ... Olpe? Hagen? Braunschweig? Wolfenbüttel?“ (Fremdenzimmer 28) gedemütigt wurde, nur weil er den Dichter Kleist „Kleischt“ (Fremdenzimmer 30) genannt hatte. Da sei seine Widerständigkeit erwacht, „den alemannischen Dialekt mit aller nur erdenklichen Lustgewähr und poetischen Kompromisslosigkeit zu verteidigen und seine bildstarke Kraft fürderhin zu rehabilitieren“ (Fremdenzimmer 31): Wahrlich ein hochgemutes literarisches Programm eines kaum Sechzehnjährigen. Doch wer Olivers Beschreibung dieses Erweckungserlebnisses ex negativo liest, merkt noch heute, wie sehr das Ich unter diesem gewiss wohlmeinenden, aber vielleicht im Kinzigtal doch etwas deplatzierten Studienrat und dem Schulsystem gelitten haben muss: Er spricht von einem „alemannisch-hochdeutschen clash of civilizations“ (Fremdenzimmer 30), von schnurstrackser Sprachbehandlung, vom Verschlucktwerden „vom Zensurmaul der altehrwürdigen Bildungsanstalt“ (vgl. Fremdenzimmer 30). Er nennt das Klassenzimmer „Sprachpranger“ (ebd.), sagt, das „alemannische Revier“ sei „zur Gefahrenzone deklariert und gänzlich abgesperrt worden“, vergleicht sich selbst mit einem „verirrte(n) Hirschtier“ (Fremdenzimmer 31). So kann man jemanden nur zum bewussten Gebrauch des Dialekts treiben – oder ihn zerbrechen. Oliver blieb beim Alemannischen, kam zum Alemannischen erst recht dadurch. Geholfen hat ihm dabei – wie auch anders?! - Johann Peter Hebel. Mit ihm sei er „ein Rebell“ geworden, sagt Oliver (Fremdenzimmer 33), Hebel habe ihm „den Sprachrücken gestärkt“ (ebd.).

Hebel einmal nicht als gemütlicher Heimatdichter, sondern als Vorbild eines jugendlichen Rebellen. Ja, auch das ist Hebel. Und deshalb ist José F.A. Oliver, der Hebeldankträger 2016, heute wieder beim Hebelbund zu Gast. Nochmals herzlich willkommen!

Uli Führe und Wendelinus Wurth: „drill di“. Haikus, Geschichten und Musik, 4. Dezember 2016

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Freunde der „Literarischen Begegnungen“ des Hebelbundes Lörrach,

wieder geht ein Veranstaltungsjahr des Hebelbundes zu Ende, mittlerweile das fünfte Jahr, in dem ich die Verantwortung für die „Literarischen Begegnungen“ trage: ein halbes Jahrzehnt intensiver literarischer Arbeit in Lörrach.

Und vom ersten Jahr an dabei und immer wieder ein geschätzter Gast beim Hebelbund: der Musiker und Komponist und Liedermacher und Musikpädagoge Uli Führe, unser Hebel dankträger im Jubiläumsjahr 2010. Er tritt heute – wenn ich es recht weiß – zum ersten Mal in Lörrach auf mit dem Dichter und Übersetzer Wendelinus Wurth. Ein herzliches Willkommen euch beiden!

Ich freue mich sehr auf das heutige Programm: „Drill di“. Haikus, Geschichten und Musik. An der CD gleichen Namens, die Sie nachher erwerben können, ist der Hebelbund nicht ganz unschuldig. Vor einem guten Jahr fragte ich Uli Führe, ob er mit seiner neuen Reihe „DREYZUNG“, der Verbindung von Literatur des Dreilands und seiner Musik, nicht nach Lörrach kommen wolle. Da war jedoch noch keine der bereits aufgenommenen CDs mit Markus Manfred Jung und mit Wendelinus Wurth erschienen. Und siehe da: Auf wundersame Weise fielen Ankündigung der heutigen Veranstaltung und Veröffentlichung der beiden „DREYZUNG“-CDs ineins. Da aber der Hebelbund mit seinem Hebel dank 2010 auch schon an Führes letzter CD „Dank Hebel“ sein Quentchen Anteil hatte, tragen wir die erneute Fügung mit Würde und Anstand und auch ein ganz wenig Stolz.

Wenn ich Uli Führe wieder bei uns willkommen heiße, dann sind da auch etwas Wehmut und Schmerz dabei. Denn als er 2012 bei den „Literarischen Begegnungen“ war – schon von mir eingeladen –, hieß ihn unser verstorbener Ehrenpräsident Hannes Schmidt an meiner Stelle

willkommen, da ich im Spital war. Erlauben Sie mir, dass ich am Ende meines ersten Jahrfünfts „Literarische Begegnungen“ an ihn erinnere. Schließlich war er es, der mir die Neukonzeption unserer Veranstaltungsreihe ermöglichte und sie entschieden mittrug, auch wenn wir anfänglich etliche Zuhörer verloren.

Uli Führes musikalische Arbeit angemessen zu würdigen, wäre vermessen – ihn in unserem Kreis vorzustellen, überflüssig. Lassen Sie es mich so sagen: Er hat als Verfasser von alemannischen Ohrwürmern mit knitzen – für Nichtschwaben: spitzbübischen, pfffigen – Texten begonnen. Nur der Sprachforscher hört beim schwäbischen „knitz“ das alte „kein nützig“, „unnützig“ mit. (Roland Groner: Wo kommt das Wörtchen Knitz her? In: Stuttgarter Nachrichten vom 09.04.2013. Online: <http://www.stuttgarter-nachrichten.de/inhalt.auf-gut-schwaebisch-wo-kommt-das-woertchen-knitz-her.a31030dc-3334-4e4f-9d15-5fc8543a59ba.html>; 29.11.2016) Dann aber trifft 's auf Führe nicht zu. So kann einem seine Bildung manchmal im Weg stehen.

Manchmal aber hilft Bildung auch: Denn Führes erste alemannische Lieder sind oft auch witzig nicht im heutigen platten Sinn, sondern im Sinn des 18. Jahrhunderts: In Johann Christoph Adelungs Wörterbuch von 1801 heißt nämlich „witzig“ so viel wie „viel wissend“, „viel Verstand besitzend und verrathend, weise“ und „das Vermögen besitzend,



Uli Führe - Mit freundlicher Genehmigung der Badischen Zeitung

verborgene Ähnlichkeiten zu entdecken“ (Johann Christoph Adelung: Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der oberdeutschen. Zweyte, vermehrte und verbesserte Ausgabe. Leipzig 1793-1801. Online: <http://woerterbuchnetz.de/Adelung/?lemma=witzig>; 29.11.2016)

Diese Charakterisierung trifft im weiteren Sinn auf Führes gesamtes musikalisches Schaffen zu. Denn bei seinen „knitzen“ Anfängen blieb er nicht stehen, erweiterte seine musikalische Sprache ganz enorm: Was muss der Mann nicht alles wissen, was muss er nicht alles können, um so beziehungsreich komponieren zu können! Anklänge an Musik der Vormoderne kombiniert er mit kompositorischen Techniken der Moderne. Populäre Musik des 20. Jahrhunderts verbindet er mit nur einem kleinen Kreis zugänglicher Musik früherer Epochen. Wahrhaft witzig im aufgeklärten Sinn dies alles: „das Vermögen besitzend, verborgene Ähnlichkeiten zu entdecken“.

Nun also Führe mit Wurth. Sie kennen Wendelinus Wurth als einen der Autoren der alemannischen Glossen „Lueginsland“ in der Badischen Zeitung. Und da fallen sofort sein Wortwitz auf – wenn Sie bei mir das Wort „Witz“ hören, denken Sie immer an das eben Gehörte –, die auf einer stupenden Belesenheit beruhen. Er verfügt souverän über die Weltliteratur, nicht nur die deutsche, auch die angelsächsische – schließlich ist er gelernter Anglist. Dies befähigt ihn auch, treffliche Übersetzungen vorzulegen, etwa von Mark Twains „Huckleberry Finn“. (Mark Twain: Abenteuer vom Huckelberry Finn. Übersetzt von Wendelinus Wurth. Gutach: Drey-Verlag 1997) Und auch dies ist wieder witzig im Sinn des 18. Jahrhunderts, denn Wurth entdeckt die literarischen Qualitäten des oft als Kinder- und Jugendbuchautor unterschätzten Mark Twain, verbindet wie Führe im Bereich der Musik Hoch- und Popularkultur, ja, lässt uns an der Berechtigung der beiden Begriffe zweifeln.

Wurth geht es in seinem Schaffen immer auch um die Wirkung von Literatur in die Gesellschaft, die Politik hinein. So bezeichnet er Twain als „großen Humanisten“, als „Sozialkritiker“, der sich „nie zu schade“ gewesen sei, Partei zu ergreifen. (Jürgen Reuß: „Mark Twain war ein Sozialkritiker“. In: Badische Zeitung vom 30.07.2008. Online: <http://www.badische-zeitung.de/>

literatur-1/twain-sozialkritiker-mark-wendelinus-wurth-huckleberry-3907386.html; 30.11.2016) Er habe seinen Finn die Sprache und das Denken der weißen Unterschichten, des „white trash“, aufsaugen lassen. Dies erkläre seine manchmal wenig politisch korrekte Sprache. Aber letztlich habe seine Figur Finn ihren Horizont erweitert; darauf komme es an. Assoziationen zu populistischen Bewegungen in aller Welt liegen so nahe, dass kein weiteres Wort darüber zu verlieren ist.

Wendelinus Wurth hat – Sie werden es heute Abend erleben – eine Vorliebe für die kleine Form, etwa den aus Japan stammenden, meist dreizeiligen Haiku. Sie ermöglicht es ihm, seine Beobachtungen und Reflexionen in sprachlich verknappter, gedanklich konzentrierter Form darzubieten. Und der Haiku fordert, so die Tradition, einen Gegenwartsbezug. Auch dies kommt Wurths künstlerischem Impetus entgegen.

Was noch alles erwähnen? Dass Wurth mit Markus Manfred Jung und Franz Handschuh den Drey-Verlag gegründet hat, der 2006 den Preis des Landes Baden-Württemberg für literarisch ambitionierte kleinere Verlage erhielt? Dass Führe mit Jung zusammen für seine CD „Ikarus“ 2007 den Jahrespreis der deutschen Schallplattenkritik erhielt? Dass er



vor einiger Zeit eine Professur für Chorpädagogik in Düsseldorf erhielt, die er wieder aufgab, um mehr künstlerisch tätig sein zu können? Nein, das ist wahrlich nicht nötig.

Deshalb jetzt: Bühne frei für Uli Führe und Wendelinus Wurth und „Drill di“.

Wendelinus Wurth - Mit freundlicher Genehmigung der Badischen Zeitung

Mit Hebel unterwegs

„Mit Hebel unterwegs“ war der Hebelbund in diesem Jahr in Basel. Am 25. September 2016, einem spätsommerlichen Sonntagnachmittag, führte das Präsidiumsmitglied Dr. h.c. Helen Liebendörfer in ihrer unnachahmlich charmant-kundigen Art durch die Geburtsstadt Johann Peter Hebels. Die Gruppe traf sich vor dem Geburtshaus Hebels, der berühmten Adresse „Totentanz 2“, das von der Hebeldankträgerin 2014, Cornelia Schefold-Albrecht, gehegt wird, und begab sich auf einen zweistündigen Spaziergang durch Basel. Die Texte Hebels wurden von Vizepräsidentin Inge Hemberger und Helen Liebendörfer vorgetragen.

Dr. h.c. Helen Liebendörfer schreibt zu ihrer Führung: „Anhand des Spaziergangs folgen wir den Spuren von Johann Peter Hebel in seiner Geburtsstadt Basel. Es werden nicht nur Orte aufgesucht, welche etwas mit Hebel zu tun haben, sondern er kommt auch selber zu Wort mit Ausschnitten aus den „Alemannischen Gedichten“ und den Kalendergeschichten. Die Behaglichkeit, welche in Hebels Versen zum Tragen kommt, ist heutzutage nur noch an einigen wenigen, versteckten Orten der Stadt zu finden, sein Gedicht „Z Basel an mim Rhi“ bildet den roten Faden dieses Spaziergangs.“

Ein Apéro auf der Pfalz beim Münsterchor, gestiftet von Frieder Speck, dem langjährigen Schatzmeister des Hebelbundes, und mit anderen vorbereitet von Beirätin Anita Brödlin, ließ den Nachmittag bei angeregten Gesprächen und mit wunderbarem Blick auf den Fluss und das gegenüberliegende Rheinufer ausklingen.

Volker Habermaier

Prof. Dr. Michael Stolleis: Prozess ohne Gesetz

Prof. Dr. Michael Stolleis, der Jurist und genaue Leser von Hebeltexten, hat nach seinem Vortrag von 2008 (Jahresschrift Nr. 53) dem Hebelbund Lörrach seinen Aufsatz „Prozess ohne Gesetz“ über die gleichnamige Geschichte Hebels aus dem „Rheinländischen Hausfreund“ von 1813 zum Abdruck überlassen. Wir danken dem Autor, dem wir vielfach verbunden sind, für diese freundliche Geste.

Prozess ohne Gesetz

Für Wolfgang Klein

Johann Peter Hebel, der Pädagoge und der Erzähler, der leitende Theologe der Badischen Landeskirche, der Schöpfer der Alemannischen Gedichte, der witzige und tief sinnige Briefschreiber, der hellste Stern aller am Oberrhein tätigen Autoren des 19. Jahrhunderts, wird trotz aller Vielfalt seiner Tätigkeiten vor allem als Regionalautor und „Kalendermann“ gesehen. Sein Badischer Landkalender mit dem Titel „Rheinländischer Hausfreund“ (1807-1815, 1819) bildet neben den „Alemannischen Gedichten“ (erstmalig 1803) das eigentliche Zentrum seines Werks. Der Autor der theologischen Schriften, Predigten und Schriften zur volkstümlichen Pädagogik tritt erst jetzt, mit dem Erscheinen der Historisch-Kritischen Ausgabe Sämtlicher Schriften, ans Licht.

Was den „Rheinländischen Hausfreund“ und das aus ihm als Sammlung 1811 bei Cotta in Tübingen veröffentlichte „Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes“ angeht, so hat sich die Forschung intensiv mit der Frage der von Hebel benutzten Quellen beschäftigt. Dahinter steckt nicht nur der Wunsch, das von ihm benutzte Material zu identifizieren, sondern auch die Hoffnung, über den Vergleich des vermutlichen Quellentextes mit der im „Hausfreund“ veröffentlichten Fassung etwas über den kreativen Prozess zu erfahren, in dessen Verlauf Hebel seine kleinen Texte zurechtschliff, um Pointen herauszuarbeiten und sie für sein Publikum umzuschreiben. Was ist das kreative Geheimnis, so lautet die Frage, das aus dem Sammelsurium von Anekdoten die knappen,

präzisen und wunderbar ausbalancierten Hebelschen Texte machte?

Zum Beispiel der „Prozeß ohne Gesetz“ aus dem Rheinländischen Hausfreund von 1813. Es ist ein in der Tradition von Hans Sachs, Jörg Wickram oder Hans-Wilhelm Kirchhof stehender Bauernschwank, dessen Komik darin liegt, dass der schlaue, seine Interessen wahrende Bauer trotz seiner Schläue nicht wirklich versteht, warum er seinen eigentlich aussichtslosen Prozess gewinnt. Der Text, der Hebel als Vorlage diente, erschien 1803 in einem Bändchen mit folgendem Titel: *Der junge Antihypochondriacus oder Etwas zur Erschütterung des Zwerchfells und zur Beförderung der Verdauung*.¹ Diese Anekdotensammlung, die ab 1782 bis 1786 in sechs Teilen in zwei Oktavbänden in Erfurt erschienen war, stammte von dem Drucker und Verleger Georg Adam Keyser, der auch ein Wochenblatt herausgab.² Sein *Antihypochondriacus* erschien weiter ab 1796 in „Porziönchen“, versehen mit Titelvignetten in Holzschnitt.³ Vergleichen wir die Texte, links den aus der Anekdotensammlung von 1803, rechts die Fassung von Hebel von 1813:

Hypochondriacus

Hebel

Nur weil es unter allen Ständen
einfältige Leute gibt, gibt es solche
auch unter dem achtungswerten
Bauernstand; sonst wär' es nicht
nötig. Ein solcher schob eines
Morgens einen schwarzen Rettich
und ein Stück Brot in die Tasche,
und „Frau“, sagte er, „gib acht zum
Haus, ich gehe jetzt in die Stadt“.
Unterwegs sagte er von Zeit zu
Zeit: „Dich will ich bekommen.
Mit dir will ich fertig werden,“
und nahm allemal eine Prise dar-
auf, als wenn er den Tabak meinte,
mit ihm woll' er fertig werden,
er meinte aber seinen Schwager,

Ein Bauer führte gegen einen seiner Nachbarn einen Prozeß, allein die Sache war so beschaffen, dass ihm selbst ein Sachwalter ohne Umstände sagte, dass er ihn nicht gewinnen könne. Um ihn noch mehr von seiner Behauptung zu überzeugen, wies er demselben im Corpore Juris die Stelle, wo der Gegenstand seiner Rechtssache in Frage kam und genau auseinander gesetzt war. Allein noch immer wollte der Bauer dem guten und vernünftigen Rathe seines Sachwalters nicht folgen und sich mit der Gegenparthey in einen Vergleich einlassen. Fahren Sie nur fort, sagte er zum Advokaten, ein kleiner Umstand ändert oft viel, und wer weiß, was wir beyde noch für Mittel finden, dieser Sache eine Wendung zu geben, die zu unserm Vortheil ist. Kaum hatte der Bauer dies gesagt, so ward der Advokat herausgerufen, und er blieb ziemlich lange außer dem Zimmer. Der Bauer, welcher glaubte einen so kostbaren Augenblick benutzen zu müssen, eilte, das Blatt, das ihm der Advokat im Corpore Juris gezeigt hatte, herauszureißen, und es in seiner Tasche zu verbergen. Er gieng auch bald fort, und war nicht im mindesten darüber in Verlegenheit, ob er den Prozeß gewinnen würde. Ihn unter diesen Umstän-

den Ölmüller. In der Stadt gieng er geradeswegs zu einem Advokaten und erzählte ihm, was er für einen Streit habe mit seinem Schwager wegen einem Stück Reben im untern Berg, und wie einmal der Schwed am Rhein gewesen sei und seine Voreltern drauf ins Land gekommen seien, der Schwager aber sei von Enzberg im Württembergischen, und der Herr Advokat soll jetzt so gut sein und einen Prozeß daraus machen. Der Advokat mit einer Tabakspfeife im Mund, sie rauchen fast alle, tat gewaltige Züge voll Rauch und es gab lauter schwebende Ringlein in der Luft, der Adjunkt kann auch machen. Dabei war er aber ein aufrichtiger Mann, als Rechtsfreund und Rechtsbeistand natürlich. „Guter Mann“, sagt er, „wenn’s so ist, wie Ihr mir da vortragt, den Prozeß könnt Ihr nicht gewinnen,“ und holte ihm vom Schaft das Landrecht hinter einem porzellinen Tabakstopf hervor. „Seht da“, schlug er ihm auf, „Kapitel soundsoviel, Numero vier, das Gesetz spricht gegen Euch unverrichteter Sachen.“ Indem klopft jemand an die Türe und tritt herein, und ob er einen Zwertsack über die Schulter hängen hatte und etwas drin,

den zu verlieren, das schien ihm gar nicht mehr möglich. Unterdessen fuhr der Advokat fort, die Sache des Bauers mit einer Wärme und Geschicklichkeit zu betreiben, von der man in jeder andern weniger schlimmen Lage die vortheilhaftesten Folgen hätte erwarten können. Genug, er gewann endlich den Prozeß und sagte ganz erfreut zum Bauer, als sie aus der Gerichtsstube, in welchem das Urtheil gesprochen war, herauskamen: Du hast wider alles mein Denken den Prozeß gewonnen. Herr, sagte der Bauer mit einer Miene, die seine Verwunderung über die Rede des Advokaten ausdrückte, den konnte ich nicht verlieren. Und warum nicht? fragte der Advokat. Sehen Sie, antwortete der Bauer, indem er ein Papier aus der Tasche zog, hier ist das Blatt aus dem Gesetzbuche, das mir zuwider war. *Ich hatte es in der Tasche.*

Genug, der Advokat geht mit ihm in die Kammer abseits. „Ich komm gleich wieder zu Euch.“ Unterdessen riß der Bauersmann das Blatt aus dem Landrecht, worauf das Gesetz stand, drückte es geschwind in die Tasche und legte das Buch wieder zusammen. Als er wieder bei dem Advokaten allein war, stellt er den rechten Fuß ein wenig vor und schlotterte mit dem Knie ein paarmal ein- und auswärts, theils weil es dortzuland zum guten Vortrag gehört, theils damit der Advokat etwas sollte klingeln hören oben in der Tasche. „Ihr Gnaden,“ sagte er zu dem Advokaten, „ich hab’ mich unterdessen besonnen. Ich meine, ich will’s doch probieren, wenn Sie sich der Sache annehmen wollten,“ und machte ein verschlagenes Gesicht dazu, als er noch etwas wüßte und sagen wollte: Es kann nicht fehlen. Der Advokat sagte: „Ich habe aufrichtig mit Euch gesprochen und Euch klaren Wein eingeschenkt.“ Der Bauersmann schaute unwillkürlich auf den Tisch, aber er sah keinen. „Wenn Ihr’s wolltet drauf ankommen lassen,“ fuhr der Advokat fort, „so kommt’s mir auch nicht drauf an.“ Der Bauersmann sagte: „Es wird nicht alles gefehlt sein.“ Kurz, der Prozeß wird anhängig und der Advokat brauchte das

Landrecht nicht mehr weiters dazu, weil er das Gesetz auswendig wußte, wie alle. Item, was geschieht? Der Gegenpart hatte einen saumseligen Advokaten, der Advokat verabsäumt einen Termin und unser Bauersmann gewinnt den Prozeß. Als ihm nun der Advokat den Spruch publizierte, „aber nicht wahr,“ sagte der Advokat, „diesen schlechten Rechts-handel hab‘ ich gut für Euch geführt?“ – „Den Kuckuck hat Er,“ erwiderte der Bauersmann und zog das ausgerissene Blatt wieder aus der Tasche hervor: „Sieht er da? Kann Er gedruckt lesen? Wenn ich nicht das Gesetz aus dem Landrecht gerissen hätte, Er hätt‘ den Prozeß lang verloren.“ Denn er meinte wirklich, der Prozeß sei dadurch zu seinem Vorteil ausgefallen, daß er das gefährliche Gesetz aus dem Landrecht gerissen hatte, und auf dem Heimweg, so oft er eine Prise nahm, machte er allemal ein pfffiges Gesicht und sagte: „Mit dir bin ich fertig worden, Ölmüller.“

Item: So können Prozesse gewonnen werden. Wohl dem, der keinen zu verlieren hat.

In Hebels Fassung⁴ wandelt sich vieles, der Umfang, das Interieur und der hintergründige Ton. Aus dem einleitenden Satz der Vorlage wird eine Szene. Der Schauplatz ist nun das Großherzogtum Baden nach 1803. Aus „Ein Bauer“ macht Hebel einen bäuerlich-verschmitzten Alemannen, karg im Persönlichen – einen schwarzen Rettich als Wegzehrung für den Gang in die Stadt, etwas Schnupftabak dabei – aber voller Entschlossenheit, den Kampf mit dem feindlichen Schwager, dem „Ölmüller“ aufzunehmen. Hebels Bauer erzählt seinen Fall, wie es juristische Laien meist tun, der Reihe nach, mit vielen nicht zur Sache gehörenden Details und Abschweifungen, aber in der Überzeugung, dies sei nötig zu berichten, um die Erbitterung wegen des Streits um ein Stück Rebland „im untern Berg“ zu verstehen. Die Szene wird weiter mit Lust ausgemalt, mit feinen ironischen Spitzen gegen die Juristen. Nämlich: „sie rauchen fast alle“, sagt Hebel, und sie „alle“ wissen das Gesetz auswendig. Das Gesetzbuch brauchen sie eigentlich nur zur Dekoration. In der Tat steht es auf dem Bücherregal „hinter (!) einem porzellinen Tabakstopf“; denn der Tabak wird häufiger gebraucht als das Gesetz.

Der Anwalt, sagt Hebel, „war ein aufrichtiger Mann, als Rechtsfreund und Rechtsbeistand natürlich“. Dieses angehängte „natürlich“ hat es in sich. Es unterstellt einfach, der Advokat sei aufs Recht verpflichtet, von Berufswegen, aber auch als Mensch, so sei es „natürlich“. Das lässt den Leser schon ein wenig misstrauisch werden, hat er doch etwas von Advokatenkniffen und gekauften Rechtsbeiständen gehört. Auch dieser aufrichtige Advokat ist wohl nicht ganz frei davon; denn ein eintretender Besucher scheint etwas in einem Zwerchsack zu bringen (ein Stück Wild, einen Räucherschinken, ein paar Forellen?), und der Advokat scheint auch aus Diskretion gegenüber seinem bäuerlichen Mandanten den Raum zu verlassen, in die Kammer abseits, um das in dem Sack verborgene Gut anzunehmen. Aber Hebel streut die Zweifel nur aus, um sie mit feiner Ironie gleich wieder vom Tisch zu wischen; „genug“ sagt er, wir wollen es nicht so genau wissen.

Auch der Bauer, den wir mit listigen Äuglein dies besichtigen sehen, scheint vorauszusetzen, dass etwas Geld bei der Sache hilfreich sein könne, denn er „schlotterte mit dem Knie ein paarmal ein- und aus-

wärts, teils weil es dortzuland zum guten Vortrag gehört, teils damit der Advokat etwas sollte klingeln hören oben in der Tasche“. Dass der „gute Vortrag“ zunächst genannt wird, während das wichtigere Geld nachklingelt, was auch der Advokat zu verstehen scheint, ist ein zusätzlicher Haken in der Geschichte. Schließlich der Wechsel im Ton der Anreden: Als der Bauer die Sache mit dem Prozess einfädeln will, spricht er den Advokaten mit „Ihr Gnaden“ an, während er nach dem gewonnenen Prozess den Advokaten grob und ungehörig mit „Er“ anredet wie einen Bedienten – sicher auch, um dem Advokaten das Recht auf ein Honorar abzusprechen.

Bauer und Advokat werden sich also erst einmal einig. Der Bauer meint nun: „Es kann nicht fehlen“. Wie bei einem Handel damals üblich, hätten die Vertragspartner ein Glas Wein (*vinum testimoniales*) miteinander trinken müssen.⁵ Wenn der Advokat sagt „Ich habe aufrichtig mit Euch gesprochen und Euch klaren Wein eingeschenkt“, dann verwendet er die übliche Redensart, während der Bauer „unwillkürlich“ das Wort „Wein“ im Wortsinn aufnimmt, „aber er sah keinen“, und eine Begehrlichkeit danach zuckte offenbar noch in ihm, aber der Advokat spricht weiter und erklärt seine Zustimmung, gegen seine Rechtsüberzeugung den Prozess des Bauern zu beginnen.

In Hebels Vorlage aus dem *Antihypochondriakus* reißt der einfältig-schlaue Bauer eine Seite aus dem *Corpus Iuris Civilis* heraus, also aus einer Textausgabe des damals geltenden „römischen“ (gemeinen) Rechts, in der Gestalt, die es seit dem Jahr 529 n. Chr. über Spätantike, Mittelalter und Neuzeit gewonnen hatte. Bei Hebel enthält der Band nun einfach das „Landrecht“. Wir dürfen annehmen, es habe sich um das badische Land gehandelt; denn es ist vom Rhein die Rede, dort seien die Vorfahren des Bauern nach dem Dreißigjährigen Krieg eingewandert, und – vor allem – der feindliche Schwager sei von Enzberg, also ein Württemberger⁶, dem man in Baden alle Tücke zutrauen könne.

Wenn es das badische Landrecht sein soll, das hinter dem Porzellantopf steht, dann ist nicht klar welches; denn „üblicherweise werden

drei Landrechte unterschieden“.⁷ Das Landrecht der Markgrafschaft Baden-Baden (1588) kann es kaum gewesen sein, eher schon das im Durlacher Landesteil geltende Landrecht (1654). Am wahrscheinlichsten ist aber wohl, dass Hebel, der genauestens über die Neuigkeiten im Großherzogtum informiert war, das allerneueste Landrecht meinte, nämlich die gerade erst als badisch überarbeitete Variante des napoleonischen Code civil von 1804. Dieses Landrecht war 1809 in Karlsruhe im Druck erschienen und am 1. Januar 1810 in Kraft getreten. Als Hebel den Text schrieb, 1813/14, war das Gesetz also noch ganz frisch. Dennoch stand es schon hinter dem Porzellantopf.

Wie auch immer, der von dem Anwalt fast widerwillig geführte Prozess kommt gegen alle Erwartung und nur durch Fristversäumnis des Gegenanwalts zu einem günstigen Ergebnis für den Bauern, eben durch „Versäumnisurteil“.⁸ In dem abschließenden Disput zwischen dem Bauern und seinem Advokaten laufen beide neben der Spur; denn der Advokat will sich des Prozessgewinns rühmen, der ihm in den Schoß gefallen ist, weil der Gegner „saumselig“ war. Er tut dies wohl auch, um das Honorar zu rechtfertigen, das er kassieren wird. Der Bauer rühmt sich des Prozessgewinns, weil er das ihm gefährlich erscheinende Blatt aus dem Landrecht herausgerissen hat. Damit könnte er wenigstens die Honorarforderung mindern. Er war keineswegs dumm oder unverständlich, auch wenn es für Hebels Leser auf das Lachen angelegt ist; denn der Bauer argumentierte auf einer kulturgeschichtlich früheren Stufe mit der Magie des Wortes.

Wie ethnologische Forschung, Religionsgeschichte und Literaturgeschichte „avant la lettre“ übereinstimmend vermuten, setzen die Menschen in schriftlosen Zeiten die ersten Schriftzeugnisse, die einen Text „verkörperten“, mit dem Gedanken in eins. Die Schrift „ist“ der Gedanke, und ihre Zerstörung zerstört auch die in ihr formulierte (heilige) Norm. Der Gesetzestext „ist“ das Gesetz. Die Zerschlagung von Götzenbildern vollzieht nur vordergründig die Zerstörung eines Symbols; sie ist das Ende des Götzen selbst. Mit der Verbrennung einer Schrift geht der in ihr verkörperte Gedanke selbst verloren. Der Bauer, der ein „pffiffiges Gesicht“ macht, weil er meint, dem feindlichen Ölmüller den

Weinberg abgezwackt zu haben, repräsentiert eben diese Entwicklungsstufe, ohne es zu wissen. Schon in der „unwillkürlichen“ Regung bei der Erwähnung des klaren Weins war dies deutlich geworden, noch fast spielerisch zwar, wenn vom Wein sinnbildlich gesprochen wird, und der Bauer ihn auch real vermisst. Aber die Identifizierung von Wort und Sache mit der Kraft des magischen Denkens klang schon an.

Was den mit Schrift und Buchdruck vertrauten Europäern um 1800 so wenig vorstellbar erscheint, dass sie es als Dummheit oder Scherz interpretieren, berührt eine tiefe Kulturschicht aus den Anfängen der Schriftlichkeit. Das Wort ist so heilig wie seine dauerhafte Verkörperung in Stein, Bronze oder auf Pergament.⁹ Die Zerschlagung der Gesetzestafeln durch Moses und ihre Erneuerung (2. Mose 32, 34) ist die Erneuerung des von Gott selbst geschriebenen Wortes, verbunden mit dem Befehl, die Altäre, Steinmale und heiligen Pfähle der feindlichen, ungläubigen Völker zu zerstören (2. Mose 34, 12-14). Kultstätten und Götzenbilder sind Wohnstätten von feindlichen Geistern. Sie zu vertilgen, dient der vermeintlichen Reinheit des Glaubens.¹⁰ In diesem Sinne hatte der pfiffige Bauer eine Textstelle „bereinigt“,¹¹ die ihm und seinem Eigennutz störend erschien. Dass ihm dies den umstrittenen Weinberg einbrachte, erfüllte ihn mit tiefer Befriedigung, obwohl es, wie er eigentlich wusste und mit wortreicher Erzählung zu verdecken suchte, unrecht erworbenes Gut war. Hebel schließt demnach auch mit einem „Item: So können Prozesse gewonnen werden. Wohl dem, der keinen zu verlieren hat“.

- 1 Lindenstadt 1803, 14. Porzönchen Nr. 20. – Ich verdanke dieses Bändchen Wolfgang Klein.
- 2 Zunächst in Erfurt, Marktstr. 35, dann Am Anger 11.
- 3 Siehe H. Hayn - A.N. Gotendorf, *Bibliotheca Germanorum erotica & curiosa*, 9 Bde u. Reg. München 1912-14, Bd. I, 94. E. O. Weller, *Die falschen und fingierten Druckorte*, 2. Aufl. Leipzig 1864, I, 163. Entsprechende Angaben auch in den Gelehrtenlexika *Hamberger-Meusel* sowie *Jöcher-Rotermund*.
- 4 W. Zentner (Hrsg.), *Johann Peter Hebels Werke*, Zweiter Band: Erzählungen und Aufsätze des Rheinländischen Hausfreunds, Karlsruhe o.J., 279 f.; nunmehr A. Braunbehrens – G. A. Benrath (Hrsg.), *Sämtliche Schriften Bd. II/III, Erzählungen und Aufsätze*, Karlsruhe 1990.
- 5 M. G. Fischer, *Weinkauf*, in: *Handwörterbuch zur Deutschen Rechtsgeschichte*, 1. Aufl. Bd. V, Berlin 1998, 1234 f. mit dem Hinweis, es habe sich um einen Umtrunk zum Abschluss eines Rechtsgeschäfts gehandelt, sei es unter Zeugen, sei es nur unter den Vertragspartnern.
- 6 Gemeint ist wohl das württembergische Ensingen bei Vaihingen a.d. Enz.
- 7 A. Deutsch, *Badisches Landrecht*, in: *Handwörterbuch zur Deutschen Rechtsgeschichte*, 2. Aufl. Bd. I, Berlin 2008, 405-407; Chr. Hattenhauer – K.-P. Schroeder (Hrsg.), *200 Jahre Badisches Landrecht von 1809/1810*, Frankfurt 2011.
- 8 W. Sellert, *Versäumnisverfahren*, in: *Handwörterbuch zur Deutschen Rechtsgeschichte*, 1. Aufl. Bd. V, Berlin 1998, 798-804.
- 9 Zu den Medien des Rechts siehe C. Vismann, *Akten. Medientechnik und Recht*, Frankfurt 2000; Th. Vesting, *Die Medien des Rechts. Sprache*, Weilerswist 2011; ders. *Die Medien des Rechts. Schrift*, Weilerswist 2011; ders., *Die Medien des Rechts. Buchdruck*, Weilerswist 2013; ders., *Die Medien des Rechts. Computernetzwerke*, Weilerswist 2015.
- 10 M. Stolleis, *Über Reinheit*, in: ders., *Margarethe und der Mönch. Rechtsgeschichte in Geschichten*, München 2015, 258-274.
- 11 Die neuzeitliche Gesetzgebungsgeschichte kennt die in größeren Zeitabständen immer wieder hergestellten „Bereinigten Sammlungen des Landesrechts“, in denen alles nicht mehr geltende ältere Recht getilgt ist. In Bayern hatte etwa der junge Jurist Dr. Hans-Jochen Vogel als Vorsitzender einer Kommission eine solche Sammlung in kurzer Zeit erstellt: *Bereinigte Sammlung des Bayerischen Landesrechts*, München 1957-1963 m. Ergänzungsband, München 1968.

Hebelpreis

Der Johann-Peter-Hebel-Preis wurde 1935 vom Badischen Ministerium für Kultur und Unterricht begründet; seit 1952 wird er vom Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst Baden-Württemberg jährlich und seit 1975 alle zwei Jahre als Literaturpreis des Landes Baden-Württemberg verliehen. Er ist nach dem Schiller-Gedächtnispreis der bedeutendste Literaturpreis des Bundeslandes. Mit ihm werden Schriftsteller, Übersetzer, Essayisten, Medienschaffende und Wissenschaftler ausgezeichnet, die dem alemannischen Sprachraum und Johann Peter Hebel verbunden sind. Die Verleihung des Preises findet jeweils am 10. Mai, dem Geburtstag Johann Peter Hebels, in Hausen im Wiesental statt. Der Hebelbund Lörrach ist mit Stimmrecht in der Preis-Jury vertreten (derzeit Präsident Volker Habermaier).

- | | |
|--|---|
| 1936: Dr. h.c. Hermann Burte, Lörrach | 1969: Gertrud Fussenegger, Leonding bei Linz a.d. Donau |
| 1937: Alfred Huggenberger, Gerlikon | 1970: Marie Luise Kaschnitz, Frankfurt/Main |
| 1938: Eduard Reinacher, Aichelberg | 1971: Lucien Sittler, Colmar |
| 1939: Hermann Erich Busse, Freiburg i.Br. | 1972: Kurt Marti, Bern |
| J 940: Dr. Enno Rüttenauer, München | 1973: Joseph Hermann Kopf, Wien |
| 1941: Emil Strauß, Freiburg i.Br. | 1974: Gerhard Jung, Lörrach |
| 1942: Prof. Dr. Wilhelm Weigand, München | (seit 1975 wird der Preis nur noch alle zwei Jahre verliehen) |
| 1943: Jakob Schaffner, Berlin/Basel | 1976: André Weckmann, Straßburg |
| (1944/45 wurde der Preis nicht verliehen) | 1978: Erika Burkart, Althäusern (Schweiz) |
| 1946: Anton Fendrich, Freiburg i.Br. | 1980: Elias Canetti, Zürich |
| 1947: Franz Schneller, Freiburg i.Br. | 1982: Maria Menz, Oberessendorf über Biberach a.d.Riß |
| 1948: Traugott Meyer, Basel | 1984: Prof. Dr. Claude Vigée, Paris |
| 1949: Dr. Wilhelm Hausenstein, Paris | 1986: Peter Bichsel, Bellach (Schweiz) |
| 1950: Prof. Dr. Wilhelm Altwegg, Basel | 1988: Michael Köhlmeier, Hohenems (Vorarlberg) |
| 1951: Prof. Dr. Albert Schweitzer, Lambarene | 1990: Manfred Bosch, Konstanz |
| 1952: Dr. Max Picard, Brissago (Schweiz) | 1992: Prof. Dr. Adrien Finck, Straßburg |
| 1953: Reinhold Zumtobel, Hausen i. W. | 1994: Prof. Dr. Peter von Matt, Zürich |
| 1954: Otto Flake, Baden-Baden | 1996: Kundeyt Surdum, Franstanz (Vorarlberg) |
| 1955: Dr. Wilhelm Zentner, München | 1998: Lotte Paepke, Freiburg/Karlsruhe |
| 1956: Lina Kromer, Obereggenen | 2000: Emma Guntz, Straßburg |
| 1957: Dr. Emanuel Stickelberger, Basel | 2002: Markus Werner, Opfertshofen (Schweiz) |
| 1958: Prof. Friedrich Alfred Schmid-Noerr, Baden-Baden | 2004: Maria Beig, Friedrichshafen |
| 1959: Prof. Dr. Carl Jakob Burkhardt, Vinzel (Schweiz) | 2006: Martin Stadler, Schattdorf (Schweiz) |
| 1960: Prof. Dr. Martin Heidegger, Freiburg i.Br. | 2008: Arno Geiger, Wolfurt/Wien |
| 1961: Dr. Albin Fringeli, Nunningen (Schweiz) | 2010: Arnold Stadler, Rast über Messkirch |
| 1962: Richard Nutzinger, Hauingen | 2012: Karl Heinz Ott, Freiburg |
| 1963: Prof. Dr. Robert Minder, Paris | 2014: Franz Hohler, Zürich |
| 1964: Albert Bächtold, Wilchingen (Schweiz) | 2016: Lukas Bärfuss, Zürich |
| 1965: Adalbert Weite, Bregenz | |
| 1966: Dr. Eberhard Meckel, Freiburg i.Br. | |
| 1967: Prof. Dr. Josef Leffiz, Straßburg | |
| 1968: Hermann Schneider, Basel | |

Hebeldank

Der Hebeldank des Hebelbundes Lörrach e.V. wird seit 1949 an Persönlichkeiten verliehen, die sich um den Vereinszweck in besonderer Weise verdient gemacht haben, nämlich der „dauernden Würdigung Johann Peter Hebels und Pflege seiner Werke und Sprache für die gegenwärtige Zeit“ (Satzung in der Fassung vom 22.03.2000). Er besteht in einer bibliophil ausgestatteten Ausgabe von Hebels „Schatzkästlein“ und wird am Hebelsonntag verliehen.

- | | |
|---|---|
| 1949: Adolf Glattacker, Lörrach | 1984: Arnold Schneider, Basel |
| 1950: Prof. Dr. Hans Iselin, Lörrach/Basel | 1985: Hans Schneider, Freiburg i.Br. |
| 1951: Prof. Franz Philipp, Schönau/Freiburg | 1986: Prof. Percy G. Watkinson, Steinen |
| 1952: Hans Kaltenbach, Lörrach | 1987: Hanns U. Christen, Basel |
| 1953: Julius Wilhelm, Lörrach | 1988: Friedrich Resin sen., Weil am Rhein |
| 1954: Josef Pfeffer, Lörrach | 1989: Dr. Alfred Toepfer, Hamburg |
| 1955: Prof. Adolf Strübe, Lörrach | 1990: Claude Guizard, Colmar |
| 1956: Prof. Dr. Karl Asal, Freiburg | 1991: Dr. Hansjörg Sick, Karlsruhe |
| 1957: Ernst Friedrich Bühler, Steinen i.W. | 1992: Prof. Yasumitsu Kinoshita, Kyoto |
| 1958: Prof. Alfred Holler, Lörrach | 1993: Werner O. Feißt, Baden-Baden |
| 1959: Dr. Otto Kleiber, Basel | 1994: Sylvie Reff-Stern, Ringendorf (Elsass) |
| 1960: Emil Hutter, Lörrach | 1995: Dieter Kaltenbach, Lörrach |
| 1961: Emilie Gruber-Winter, Lörrach | 1996: Michael Raith, Riehen (Schweiz) |
| 1962: Hans Stössel, Lörrach | 1997: Ursula Hülse, Denzlingen |
| 1963: Richard Bampi, Kandern | 1998: Prof. Dr. Walther Eisinger, Heidelberg |
| 1964: Ernst Brugger, Freiburg i.Br. | 1999: Prof. Dr. Marie-Paule Stintzi, Mülhausen |
| 1965: Dr. Peter Zschokke, Basel | 2000: Dr. Berthold Hänel, Lörrach |
| 1966: Prof. Dr. Herbert Albrecht, Rheinfelden (Schweiz) | 2001: Dr. Beat Trachsler, Basel |
| 1967: Anton Dichtel, Freiburg i.Br. | 2002: Manfred Bosch, Konstanz |
| 1968: Joseph Rey, Colmar | 2003: Gérard Leser, Colmar |
| 1969: Dr. Robert Müller-Wirth, Karlsruhe | 2004: Inge Gula, Lörrach |
| 1970: Dr. Ernst Stähelin-Kutter, Basel | 2005: Prof. Dr. Rolf Max Kully, Solothurn |
| 1971: Dr. Gebhard Müller, Karlsruhe | 2006: Johannes Wenk-Madoery, Riehen (Schweiz) |
| 1972: Bürgerlicher Sängerverein Lörrach 1833 e.V. | 2007: Dieter Andreas Walz, Hausen i.W. |
| 1973: Wolfgang Bechtold, Lörrach | 2008: René Egles, Pfulgrishheim (Elsass) |
| 1974: Dr. Karl Friedrich Rieber, Lörrach | 2009: Markus Manfred Jung, Kleines Wiesental |
| 1975: Walter Jung, Lörrach | 2010: Uli Führe, Buchenbach bei Freiburg i.Br. |
| 1976: Prof. Paul Stintzi, Mülhausen | 2011: Dr. Markus Ramseier, Pratteln (Schweiz) |
| 1977: Dr. Theo Binder, Lörrach | 2012: Jean-Marie Hummel und Liselotte Hamm, Nordheim (Elsass) |
| 1978: Prof. Dr. Georg Thüner, Teufen/St. Gallen | 2013: Dr. Franz Littmann, Pforzheim |
| 1979: Dr. Hermann Person, Freiburg i.Br. | 2014: Cornelia Schefold-Albrecht, Basel |
| 1980: Gerhard Moehring, Lörrach | 2015: Prof. Dr. Johann Anselm Steiger, Hamburg |
| 1981: Prof. Dr. Raymond Matzen, Straßburg | 2016: José F.A. Oliver |
| 1982: Dr. Erhard Richter, Grenzach-Wyhlen | |
| 1983: Egon Hugenschmidt, Lörrach | |

Schriftenreihe des Hebelbundes

- Nr. 1: Richard Nutzinger: Der Stabhalter
- Nr. 2: Gerhard Hesse: Rede auf Hebel
- 1954: Nr. 3: Peter Dürrenmatt: Hebel - heute
- 1956: Nr. 4: Martin Heidegger: Gespräch mit Hebel
- 1956: Nr. 5: Johann Peter Hebel: Der Blumenkranz (Gedichtband)
- 1957: Nr. 6: Eberhard Meckel: Umriß zu einem neuen Hebelbildnis
- 1958: Nr. 7: Karl Krauth: Hebel als Erzieher
- 1959: Nr. 8: Carl Jakob Burckhardt: Der treue Hebel
- 1960: Nr. 9: Hans Thieme: Hebels Verhältnis zur Geschichte
- 1961: Nr. 10: Rudolf Suter: Hebels lebendiges Erbe
- 1962: Nr. 11: Friedrich Metz: Hebel und seine Landschaft
- 1963: Nr. 12: Georg Thürer: Hebel im Gespräch mit seinem Leser
- 1964: Nr. 13: Bruno Boesch: Hebels Umgang mit der Sprache
- 1965: Nr. 14: Robert Feger: Johann Peter Hebel und der Belchen
- 1966: Nr. 15: Fritz Buri: Wunder und Weisheit in Johann Peter Hebels Biblischen Geschichten
- 1967: Nr. 16: Lucien Sittler: Hebel und das Elsass
- 1968: Nr. 17: Karl Schmid: Hebel, der Nachbar
- 1969: Nr. 18: Hans Trümpy: Das Volkstümliche bei Hebel
- 1970: Nr. 19: Hanspeter Müller: Hebel in meinem Leben
- 1971: Nr. 20: Camille Schneider: „Vom Hebel einst in meinem Leben zu Hebel heute“
- 1972: Nr. 21: Lutz Röhrich: Hebels Kalendergeschichten zwischen Volksdichtung und Literatur
- 1973: Nr. 22: Albin Fringeli: Hebel und die Schweiz
- 1974: Nr. 23: Uli Däster: Der „Heimatsdichter“ Hebel
- 1975: Nr. 24: Raymond Matzen: Mein Dank an Hebel
- 1976: Nr. 25: Martin Stern: Zeit, Augenblick und Ewigkeit in Johann Peter Hebels „Unverhofftem Wiedersehen“
- 1977: Nr. 26: Walther Eisinger: Johann Peter Hebel, ein menschlicher Christ
- 1978: Nr. 27: Arnold Schneider: Hebel - ein Schulmann und Lehrer des Volkes
- 1979: Nr. 28: Werner Sommer: Hebel und seine Mutter
- 1980: Nr. 29: Georg Hirtsiefer: Ordnung und Recht bei Johann Peter Hebel
- 1981: Nr. 30: Albrecht Goes: Hebel, der Ratgeber
- 1982: Nr. 31: Ludwig Rohrer: Hebel und seine Leser
- 1983: Nr. 32: Gerhard Moehring: Johann Peter Hebel und Lörrach
- 1984: Nr. 33: Konrad Jutzler: Einladung, fromm zu sein - Gedanken zur Theologie Johann Peter Hebels
- 1985: Nr. 34: Stefan Sonderegger: Johann Peter Hebel als Mundartdichter im Umkreis der Brüder Grimm
- 1986: Sonderdruck: Johann Kaiser: De Komet (Prolog zum Schatzkästlein 1986)
- 1988: Nr. 35: Percy G. Watkinson / Gerhard Jung: Die Sonntagspredigt des Präzeptoriatsvikars / Im Caféhaus der Erinnerung
- 1989: Nr. 36: Jan Knopf: Johann Peter Hebel als Volksaufklärer
- 1990: Nr. 37: Klaus Oettinger: Himmlische Illumination- Zu Johann Peter Hebels „Betrachtungen über das Weltgebäude“
- 1991: Nr. 38: Karl Foldenauer: Johann Peter Hebels Jahre in der Residenz (1791 - 1826)

- 1992: Nr. 39: Yasumitsu Kinoshita: Johann Peter Hebel in der östlichen und postmodernen Sicht
- 1993: Nr. 40: Erhard Richter: Johann Peter Hebel und der Realismus des 19. Jahrhunderts. Ein Vergleich mit bekannten Vertretern jener literarischen Epoche
- 1994: Nr. 41: Peter von Matt: Der Zirkelschmied - Hebels letzter Gauner
- 1996: Nr. 42: Gustav Adolf Benrath: Johann Peter Hebel und seine evangelische Kirche
- 1997: Sonderdruck: 50 Jahre Hebelbund Lörrach: 1947 - 1997
- 1998: Nr. 43: Hans-Martin Gauger: „Die Vergänglichkeit“ - wiedergelesen
- 1999: Nr. 44: Jan Knopf, ... und hat das Ende nicht gesehen“ - Heimat, die Welt umspannend Hebel, der Kosmopolit
- 2000: Nr. 45: Klaus Oettinger: Wie man in den Wald schreit, so schallt es heraus
- 2001: Nr. 46: Johann Anselm Steiger: Aufklärung des Glaubens, Johann Peter Hebel (1760 - 1826) als Erzähler, Theologe und Aufklärer höherer Ordnung
- 2002: Nr. 47: Johann Peter Hebel in Lörrach - Johann Peter Hebel und Lörrach; Gespräch beim Schatzkästlein am 11. Mai 2002. Teilnehmende: Hubert Bernnat, Lörrach; Nikolaus Cybinski, Lörrach; Markus Manfred Jung, Kleines Wiesental; Gesprächsleitung: Hans-J. Schmidt, Steinen
- 2003: Nr. 48: Christian Schmid: „Unsere so verachtete und lächerlich gemachte Sprache“ Was mit Mundarten geschieht, wenn Grenzen fallen
- 2004: Nr. 49: Guido Bee: Kalbsschlegel statt Heldenmut, Humanität in den Kalendergeschichten Johann Peter Hebels
- 2005: Nr. 50: Hans-Martin Gauger: Johann Peter Hebel und seine Außenseiter - vom Verstehen über Grenzen hinweg
- 2006: Nr. 51: Hansfrieder Zumkehr: „... noch immer lieber bey den jungen als bey uns alten“ - Johann Peter Hebels freundlicher Blick auf den Nachwuchs.
- 2007: Nr. 52: Georg Kreis: „Dass nicht alles so uneben sei, was im Morgenland geschieht, das haben wir schon einmal gehört.“ Die Kalendergeschichten Johann Peter Hebels als erzählende Wege zur Völkerverständigung
- 2008: Nr. 53: Michael Stolleis: Fromme Ratschläge und Bekehrungsversuche - zu den bleibenden Werten bei Johann Peter Hebel
- 2009: Nr. 54: Karl-Heinz Ott: Andächtige Aufklärung. Schönheit als Sinngebung bei Johann Peter Hebel
- 2010: Nr. 55: Volker Habermaier / Hans-Jürgen Schmidt/ Dominik Wunderlin (alle Hebelbund Lörrach): 250 Jahre Johann Peter Hebel - was für ein Leben; Hebel-Panorama: Der ganze Hebel
- 2011: Nr. 56: Eva Thauerer: Die Vernunft des Herzens - Hebels Kalendergeschichten
- 2012: Nr. 57: Michael Bangert: Ästhetik, Lyrik und Prosa - Dimensionen der ‚ökumenischen‘ Dichterfreundschaft zwischen Johann Peter Hebel und Ignaz Heinrich von Wessenberg
- 2013: Nr. 58: Musik zu Johann Peter Hebel in der Neuzeit (Dieter Sehnebel, Jowägerli)
- 2014: Nr. 59: Beatrice Mall-Grob: Johann Peter Hebel und Basel - eine vielschichtige Beziehung
- 2015: Nr. 60: Niklaus Peter: „Ehrwürdig gerostete Glaubenslehren – ein Hemdlein fürs nackte Evangelium?“ Johann Peter Hebels dichterische Religion und Theologie
- 2016: Nr. 61: Achim Aurnhammer: Hebels Gespenstergeschichten

Beitrittserklärung

Der Unterzeichnende erklärt hiermit seinen Beitritt zum Hebelbund Lörrach e.V.

Name: _____ Vorname: _____

Straße: _____ PLZ: _____ Ort: _____

Telefon: _____ E-Mail: _____

Geburtsdatum: _____._____._____ Eintrittsdatum: _____

Vereinsbeitrag : _____ EUR jährlich (nach Unterstützungswunsch, mind. 10,00 EUR)

Grundlage der Mitgliedschaft ist die Satzung vom 31.5.2000 (online unter: www.hebelbund.de).

Erteilung eines SEPA-Lastschriftmandats,

Die Entrichtung des Mitgliedsbeitrages erfolgt durch Bankeinzug regelmäßig zu Beginn des Jahres.

Zahlungsempfänger: Hebelbund Lörrach e.V., Lörrach

Gläubiger-Identifikationsnummer: DE87ZZZ00000467398

Mandatsreferenz: Mitgliedsnummer des neuen Vereinsmitglieds

Mitgliedsbeitrag

SEPA-Lastschriftmandat:

Ich ermächtige den Hebelbund Lörrach e.V., Zahlungen von meinem Konto mittels Lastschrift einzuziehen.

Zugleich weise ich mein Kreditinstitut an, die vom Hebelbund Lörrach e.V. auf mein Konto gezogenen Lastschriften einzulösen.

Hinweis: Ich kann innerhalb von acht Wochen, beginnend mit dem Belastungsdatum, die Erstattung des belasteten Betrages verlangen. Es gelten dabei die mit meinem Kreditinstitut vereinbarten Bedingungen.

Name, Vorname des Kontoinhabers: _____

Straße, Hausnummer, PLZ, Ort _____

IBAN: DE _____

BIC: _____

Name des Kreditinstitutes: _____

Ort, Datum: _____ Unterschrift: _____

Das Präsidium des Hebelbundes Lörrach

Präsident	Volker Habermaier Kürnberg Haus 105 79650 Schopfheim 07622 - 31 73 v.habermaier@hebelbund.de
Vizepräsidentin	Inge Hemberger Höfstraße 16 79664 Wehr / Baden 07762 - 52 199 25 i.hemberger@hebelbund.de
Vizepräsident	Axel Huettner Hornrain 12 79639 Grenzach-Wyhlen 07624 - 20 924 16 ar.huettner@gmx.de
Rechner	Hanspeter Klicznik Gartenstraße 16 79541 Lörrach info@hebelbund.de
Verbindungsperson zur Schweiz	Dr. h.c. Helen Liebendörfer CH 4132 Muttenz
Verbindungsperson zum Elsass	Dr. Yves Bisch F 68510 Sierentz
Archivar	Axel Huettner 79639 Grenzach-Wyhlen
Beirätin	Anita Brödlin 79588 Efringen-Kirchen
Beirätin	Inge Gula 79541 Lörrach
Beirat	Markus-Manfred Jung 79692 Kleines Wiesental

Notizen

Impressum

Herausgeber	Hebelbund Lörrach e.V. Kürnberg Haus Nr. 105 79650 Schopfheim vertreten durch den Präsidenten Volker Habermaier v.habermaier@hebelbund.de
Redaktion	Volker Habermaier
Fotos	teils Presse, teils privat, gesammelt von Volker Habermaier mit freundlicher Genehmigung der Badischen Zeitung, der Oberbadischen und von Markus Manfred Jung
Bankverbindung	IBAN DE75 6835 0048 0001 0106 36 BIC SKLODE66XXX
Inlandszahlungen Schweiz:	IBAN CH17 8921 4000 0010 1063 6 (nur in CHF)

Die Herstellung dieser Jahresschrift wurde in besonderer Weise durch das Regierungspräsidium Freiburg gefördert. Weitere Unterstützer unserer Veranstaltungen finden Sie auf der Rückseite.

Umschlagbild: Johann Peter Hebel (um 1808) von Philipp Jakob Becker (1759 - 1829)

Pastell 28,4 x 61,6 cm, Foto: M. Babey

(c) Historisches Museum Basel



Baden-Württemberg

MINISTERIUM FÜR WISSENSCHAFT, FORSCHUNG UND KUNST



LITERATURLAND
BADEN-WÜRTTEMBERG



GEMEINSAM ZUKUNFT GESTALTEN

LANDKREIS
LÖRRACH



Sparkasse
Lörrach-Rheinfelden

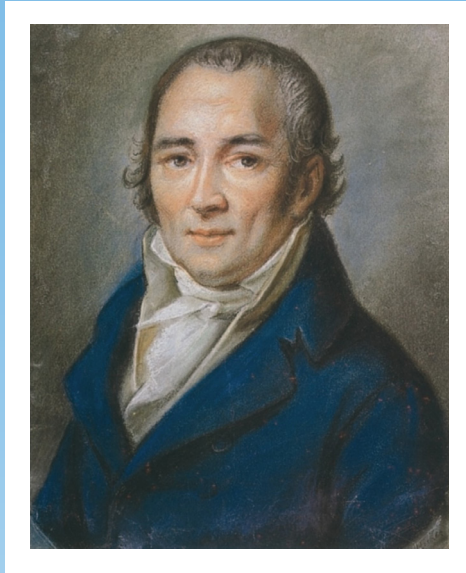
F. J. Hebel

Hebelbund Lörrach



www.hebelbund.de

Hebelbund Lörrach
Jahresschrift 2016
Heft Nr. 61



Hebelsonntag am 8. Mai 2016
Schatzkästlein und Hebelgottesdienst

Prof. Dr. Achim Aurnhammer:
Hebels Gespenstergeschichten

Literarische Begegnungen 2016

„Mit Hebel unterwegs“
in Basel, 25. September 2016

Michael Stolleis: Prozess ohne Gesetz